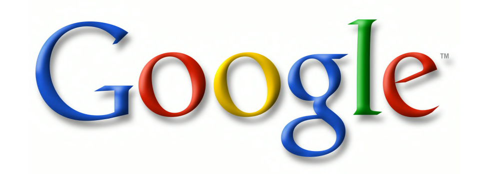
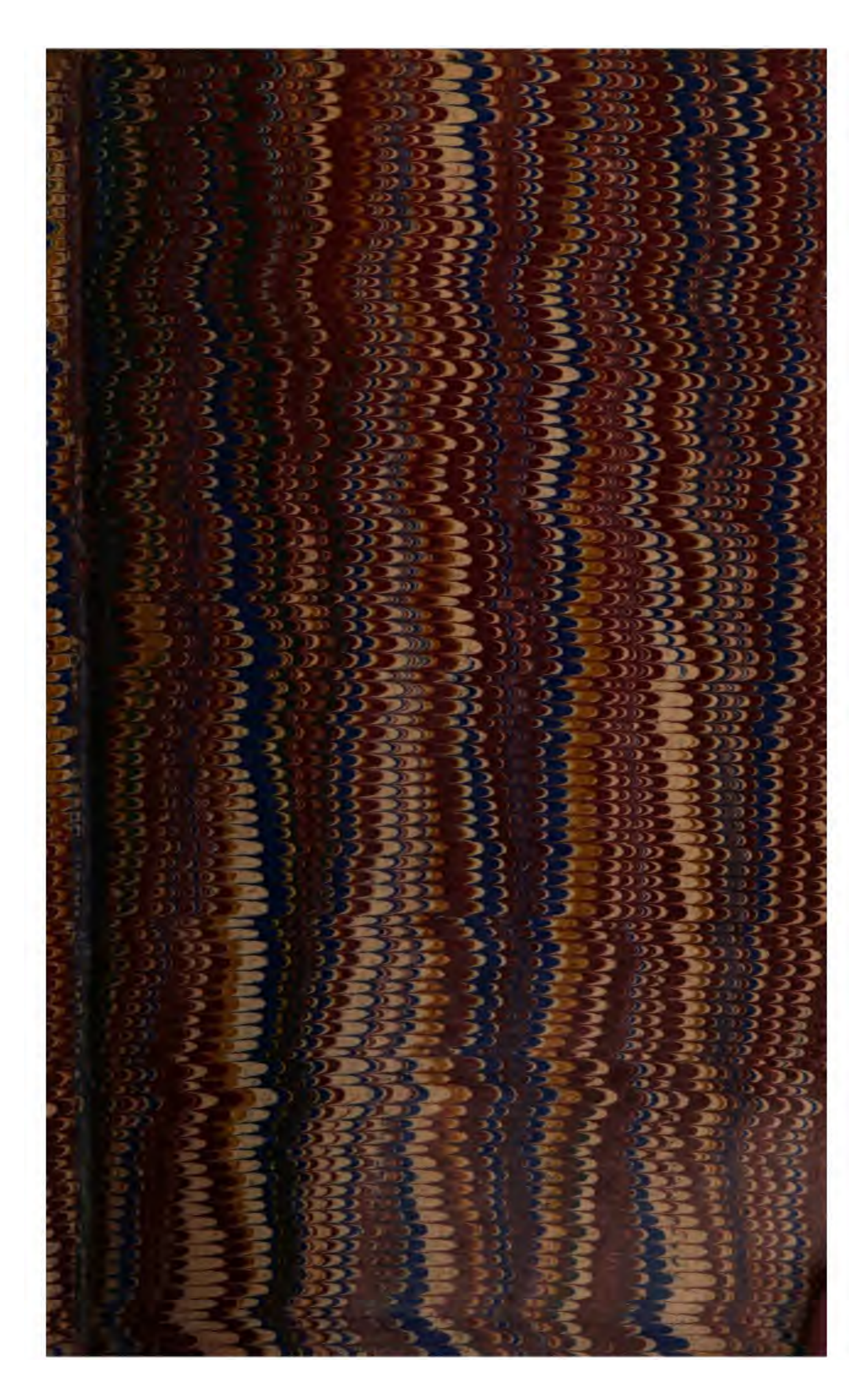

Google




DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Waldfried.

Eine vaterländische Familiengeschichte

in sechs Büchern.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Waldfried.

Von

Berthold Auerbach.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1874.



Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Mein ältester Sohn schrieb mir aus Amerika zu Neujahr 1870:

„Wir haben eine schwere Zeit verlebt. Wolfgang, das einzige uns noch verbliebene Kind schwebte wochenlang in Todesgefahr. Ich wollte Dir nichts davon mittheilen. Jetzt ist er gerettet.

Zu Deinem Vater im Walde möcht' ich! Das waren die ersten deutlichen Worte, die Wolfgang wieder sprach.

Er ist ein kräftiger Jüngling vom kernigen westphälischen Schlag seiner Mutter.

In seinen Fieberphantasieen hat er oft von Dir und von einem Feuer gesprochen; dazu seltsame rhythmische Worte, deren er sich jetzt nicht mehr erinnert.

Er hat mein eigenes tiefes Verlangen geweckt,

und nun kommen wir. Es ist beschlossen. Im Frühling reisen wir. Ich schreibe Dir das schon jetzt, weil es mir wohl thut und gewiß auch Dir, nun Tag für Tag im Gedanken des Wiedersehens zu leben.

Ach, wenn die Mutter noch lebte!

Ich habe damals die Heimkehr versäumt.

Sobald Du etwas vom Bruder Ernst erfährst, telegraphire mir.

Ich will Deutschland wiedersehen, das jetzt anfängt, ein wirkliches Deutschland zu werden. Wir hier in Amerika werden nun stolz auf unser Vaterland, und man läßt den Stolz gelten.

Also, wir kommen! Sage es den Geschwistern.

Dein Sohn Ludwig."

Die Nachschrift lautete:

„Mein Vater! So wird bald von Angesicht zu Angesicht sagen dürfen

Ihre Tochter Conny."

„Großvater! Ich kann wieder schreiben und mein erstes Wort ist zu Dir. Wir reisen zu Dir in die Großvaterswelt.

Dein Enkel Wolfgang."

Ich habe Ludwig seit dem Sommer 1849 nicht gesehen. Nun sollte ich ihn, seine Frau und seinen Sohn sehen.

Ich ließ durch Martella meinen Kindern und Schwiegersöhnen schreiben. An meine Schwester im Hagenauer Wald schrieb ich selbst. Von allen Seiten kam freudiger Widerhall.

Aber am glücklichsten war unser Meisterknecht Rothfuß, und er hatte ein Recht dazu; denn Niemand hat Ludwig mehr geliebt und mehr für ihn gelitten als er.

Rothfuß ist mein ältester Kamerad. Wir hätten im vergangenen Frühling das fünfzigjährige Jubiläum unserer Bekanntschaft feiern dürfen. Wir waren von gleichem Alter, er damals, als wir uns kennen lernten, Soldat auf der Festung, ich politischer Gefangener. Ich durfte täglich eine Stunde die Zelle verlassen und auf dem Wall spaziren gehen. Ein Soldat mit geladenem Gewehr ging hinter mir, und Rothfuß hatte wiederholt diese Aufgabe. Er hatte strengen Befehl, nicht mit mir zu sprechen, that's aber doch. Er murmelte stets undeutlich vor sich hin. Das mit sich selbst Reden hat er sein Leben lang behalten, und an Fluchworten ist kein Mensch reicher als er.

Einstmals sagte er ganz deutlich hinter mir: „Jetzt weiß ich ja auch, wer Sie sind. O — und da kamen mörderliche Flüche — o! solch einen Menschen einsperren! Sie sind ja der Sohn des Bezirksförsters! Da sind wir ja aus Einer Gegend. Ich habe oft bei Ihrem Vater im Wald gearbeitet. War ein strenger fadengrader Mann, ein alter Deutscher.

Ich darf kein Geld von Ihnen nehmen, aber wenn Sie etwas verlieren, darf ich's finden.

Sie rauchen doch gewiß auch? Ich kaufe Ihnen Pfeife, Tabak und Zunder, und was Sie zu viel geben, ist mir nicht zu viel."

Von da an hat mir der Rothfuß manches Gute erwiesen.

Er verstand es, den Gefängnißwärter zu hintergehen, und wir machten uns kein Gewissen daraus. Als ich nach fünf Jahren frei wurde und später zu dem Gute hier kam, war Rothfuß wie gerufen da; seitdem ist er bei uns, ein treuer Knecht und die Freude meiner Kinder.

Ich hatte von meinem Schwiegervater das Erbgut mit dem stattlichen Hause überkommen, als Förstersohn hatte ich mich bald in die Waldkultur

eingearbeitet, die zum Gute gehörigen beiden Sägmühlen und der Feldbau machten mir noch viel Beschwerniß. Um so willkommener war mir ein so treuer und vielgewandter Helfer wie Rothfuß.

Von Beruf ist er Wagner und kann Alles besteln, was im Hause herzurichten ist. Er hat sich neben dem Schuppen eine kleine Schmiede eingerichtet und meine Knaben waren seine treuen Gesellen. Sie brauchten kein Spielzeug, sie halfen immer etwas zu Stande bringen. Nur mein Sohn Richard entzog sich der Handwerksthätigkeit. Er war ein träumerischer Knabe und der Gelehrtenberuf zeigte sich schon früh in ihm.

Unter meinen Töchtern war Bertha der Liebling von Rothfuß. Johanna wich ihm aus. Sie hatte einen Abscheu vor seinem Fluchen, das gar nicht so ernst gemeint war. Sie zeigte schon früh religiöse Schwärmerei und Rothfuß nannte sie das Nönnchen, worüber sie immer sehr böse wurde; denn sie war stolz auf ihren Protestantismus. Ja, zur Zeit ihres Confirmanden-Unterrichtes machte sie wiederholt Bekehrungsversuche an mir und meiner Frau.

Als Richard noch im Gymnasium der Kreisstadt war, nannte ihn Rothfuß schon den Professor,

und wenn Ludwig als Polytechniker die Ferien daheim verbrachte, war er unzertrennlich von Rothfuß; er lehrte ihn die Studentenlieder und behauptete immer, Rothfuß sei der erste Philosoph unseres Jahrhunderts.

Ludwig hatte sich als Baumeister in der Amtsstadt niedergelassen. Er hieß aber auch der Turnerkönig; denn er war Vorstand des Gauverbandes und konnte sich bei seiner großen Gewandtheit und Kraft vieler Preise rühmen. Er war eine stolze Natur und folgte rücksichtslos und gradaus seiner Ueberzeugung. Aeltere Leute sagten, Ludwig sei in Erscheinung und Handlungsweise das getreue Ebenbild von mir in meiner Jugend.

Ich freue mich, daß auch meine Kinder alle so hoch gebaut sind. Ludwig sieht mir am meisten ähnlich; aber er hat glücklicherweise nicht meine große Nase, er hat die fein gemeißelte seiner Mutter. Die Beredtsamkeit jedoch hat er von Niemand aus unserer Familie geerbt. Es war ein mächtiger Schwung, eine hinreißende Ueberzeugungskraft in seiner Rede, und dabei hatte er eine so wohltönende Stimme, daß es eine Lust war, ihn zu hören. Er hatte entschiedenes musikalisches Talent, aber

es war nicht ausreichend, um einen Lebensberuf darauf zu gründen. Er entschied sich trotz Zuredens seiner Musiklehrer selbstwillig zu einem praktischen Beruf, und seine vornehme und dabei doch wieder leicht sich gebende Weise gewann ihm die Herzen aller Menschen, die der Höhergestellten wie die der niedern Arbeiter.

Als Ludwig, damals Bauführer, im Jahre 1849 einen Theil der großen Straße baute, die im Unterlande den Berg entlang gezogen wurde, war er der Abgott der Arbeiter und sagte immer: „Mir klettern sie wie Eidechsen an den Felsen herum, die gesprengt werden sollen, weil ich es ihnen vormachen kann." Die Straße war in viele sogenannte Loose eingetheilt, die je eine Gruppe von Arbeitern zur Fertigstellung auf einen bestimmten Tag übernommen hatte. Nun hatte eine Gruppe das Ungemach, daß ihr bei jeder kurzen Strecke Quellen ausbrachen; sie mußten lange und mühsam in dem weichen Boden arbeiten.

Wenn bei der Beschauung die andern Ingenieure um den weichen Boden herumgingen, stellte sich Ludwig mit seinen hohen Stiefeln mitten hinein und half den Grabenden und Schaufelnden arbeiten.

Er hatte auch die Feuerwehren im ganzen Thale eingerichtet und sich bei dem großen Brande im Städtchen derartig ausgezeichnet, daß er die Lebensrettungsmedaille erhielt. Die Aufgeregten unserer Partei wollten, daß er sie zurückweise; er dürfe keine fürstliche Auszeichnung annehmen. Er aber sagte: „Der Fürst ist vorläufig der Repräsentant der allgemeinen Stimme.“ Er nahm den Orden an, heftete ihn aber an die Feuerwehrfahne.

Zweites Kapitel.

Ich war Mitglied des Reichstages in Frankfurt geworden.

Die Schreckenstage des September waren mir doppelt qualvoll. Es hieß, mein Sohn Ludwig sei an der Spitze einer Turnerschaar unter den Aufrührern, die den Mehrheitsbeschluß der Volkserwählten umstürzen und den Reichstag zersprengen wollten.

Ich stieg mit Lebensgefahr von Barrikade zu Barrikade, um die Schaar zum Rückzuge zu bewegen und vielleicht meinen Sohn zu finden. Einer der Anführer ging als Herold neben mir und rief mit gewaltiger Stimme: „Freies Geleit für den Vater Ludwig Waldfrieds!“

Der Ehrenruf meines Sohnes war mein Schutzbrief. Ich fand Ludwig nicht.

Ich habe viel erlebt, aber jene Stunden, da ich mit meiner Frau und meinem jüngsten Sohne Ernst, der damals sechs Jahre alt war, das Gewehrknattern draußen hörte, sind die qualvollsten, deren ich gedenke.

Im Frühjahr war der Reichstag gesprengt, die Revolution im Nachbarlande brach los.

Der Kampf schwankte hin und her. Ich glaubte nie an Erfolg und konnte doch meinen Sohn nicht zurückrufen. Jetzt hörten wir das Gewehrknattern nicht und ich rede nicht davon, wie wir daheim in der Stille bangten. Nur das soll unvergessen sein — ach, wüßte ich nur noch mehr Aussprüche ihres klaren, reinherzigen Wesens — meine Frau sagte: „Wir können nichts Naturwidriges verlangen. Beim allgemeinen Hagelschlag kann unser wohlbestellter Acker nicht verschont bleiben.“

Die Revolution war niedergeworfen. Wir hörten nichts von Ludwig. Ist er gefallen, gefangen oder hat er sich nach der Schweiz gerettet?

Eines Tages tritt ein Bote bei mir ein mit einem Briefe vom Schwestersohn meiner Frau, der Director des Zellengefängnisses im Unterlande war. Er schrieb mir, ich solle sofort zu ihm kommen und

Rothfuß mitnehmen, auch nicht versäumen, für uns Beide Reisepässe mitzubringen. Auf Näheres könne er sich brieflich nicht einlassen und ich solle diesen Brief nach Durchlesen verbrennen.

„Das betrifft unsern Ludwig; er lebt!“ sagte meine Frau mit Bestimmtheit, und die Folge zeigte, daß sie Recht gehabt. Sie bestimmte mich auch, meine Tochter Bertha, damals sechzehn Jahre alt, aber ein entschlossenes, kernhaftes Mädchen und von der Bedachtsamkeit ihrer Mutter, mitzunehmen; denn eine Frau ebne oft Wege, wo Männer nicht durchkommen. Bertha war gern bereit, und wie sie vor Tag in der Morgenkühle dastand, die warme Kapuze der Mutter auf dem Haupte und das Gesicht hocherglühend und frisch, fragte sie schelmisch: „Vater, was siehst du mich so fremd an?“ „Du siehst aus, wie deine Mutter, als sie Braut war.“

Sie lachte hell auf und inmitten der Seelenbedrückung fuhren wir doch mit einer gewissen Heiterkeit ab.

Auf Umwegen — denn viele Straßen waren abgesperrt — kamen wir durch das Land. Ueberall herrschte Schrecken und Aufregung. Die Uferseite

im ersten Städtchen des Nachbarstaates war zusammengeschossen. Ich hörte, daß Ludwig dort ein Commando geführt und sich tapfer gehalten hatte.

Bertha verstand es, die schwere Gemüthsbelastung durch unerschöpflichen Frohmuth zu erleichtern. Man muß mit einem Kinde allein reisen, um es ganz kennen zu lernen. Wenn Bertha sah, daß ich stillbrütend dreinschaute, wußte sie mich durch Kindergeschichtchen zu erheitern und indem sie meine Gedanken in eine harmlose Vergangenheit zurückführte, mein schweres Sinnen zu verscheuchen; sie zeigte schon damals, was sie einst im Leben zu leisten befähigt sein werde.

Trotz unseres guten Passes waren wir doch überall verdächtig, bis ich glücklicherweise den Sohn meines Festungskommandanten traf. Ich hatte ihm, als er noch Knabe war, auf der Festung Unterricht gegeben und er war mir treu anhänglich.

Ich traf ihn in einem Dorfe vor der Festung, wo er mit einer Abtheilung seines Regimentes lag. Er erkannte mich sofort und rief: „Es freut mich doppelt, daß ich Sie wiedersehe. Sie waren

also nicht bei den Freischärlern? Ich hörte Ihren Namen als eines der Führer nennen." Ich wollte sagen: „Das war mein Sohn," aber Bertha fiel mir rasch in's Wort und sagte: „Das war nicht mein Vater."

Drittes Kapitel.

Der junge Offizier sah von da an kaum mehr auf mich, vielmehr beständig auf Bertha, und im Verlauf des Gespräches wendete er sich mehrmals an sie.

Wer kann ahnen, welche Lebenskeime mitten im Sturm aufbrechen.

Mein erst gestern zum Oberlieutenant ernannter Zögling sprach mit ruhigem Bedacht, wie kein rechter Soldatenruhm dabei sei, gegen Freischärler gesiegt zu haben. Er wiederholte gegen Bertha mehrmals, wie viel er mir verdanke und wie er mein gedenke.

Bertha, die redefertige, war wunderlich schweigsam.

Der junge Offizier verschaffte uns einen Geleitschein. Wir reisten weiter in's Land hinein.

Ich habe nie das Meer gesehen, aber ähnlich muß der Anblick sein, wenn die Fluth zurückgetreten

ist und was sonst verborgen im Meeresgrunde haust, am Ufer zurückgelassen hat.

Wir kamen zu meinem Neffen. Er führte mich in seine Amtswohnung, ich mußte ihm durch mehrere Zimmer folgen, die er hinter sich abschloß.

Dann erzählte er: er sei vorgestern durch die Stadt gegangen, da begegnete ihm ein junger Bauer mit dem Rechen auf der Schulter und sagte rasch im Vorübergehen: „Vetter, folg' mir nach. Ich habe dir was zu sagen."

Der Director folgte, nicht ohne nach seinem Taschenrevolver zu greifen.

Draußen zwischen den Hecken wendete sich der Bauer plötzlich um und sagte, den Hut abziehend: „Kennst du mich denn nicht? Bin ja des Waldfrieds Ludwig."

Der Director erschrak in's Herz hinein und Ludwig fuhr fort: „Du kannst mich retten, du allein. Sperre mich ein, bis ich entfliehen kann! Unsere Sache ist verloren; aber ich muß mich retten für mich und meine Eltern."

Der Vetter war nicht abgeneigt zu helfen, aber wie ließ sich's ausführen? Ludwig hatte Kriegs-

list gelernt. Er hatte Alles vorbedacht und ließ sich nun unter dem Namen Rothfuß in das Verzeichniß der Gefangenen eintragen.

Der Belagerungszustand mit seiner Auflösung aller bestehenden Rechtsformen machte eine solche Ungehörigkeit möglich, und wie das so geht, die List hat immer etwas Erheiterndes. Das Wiedersehen mit Ludwig verlor dadurch von der bedrückenden Schwere. Ich konnte jedoch den Schmerz nicht verwinden, daß man zur Rettung vor der Gewalt sich und Andere zu verderben gezwungen ist. Ludwig sah mir das an und sagte: „Es thut mir leid, daß ich dich, Vater, in die Sache hereinziehen muß. Ich weiß, so etwas paßt nicht für dich; aber es geht nicht anders."

Rothfuß nahm den Vorgang als ein lustiges Fastnachtsspiel. Die Beamten und den Staat überlisten und betrügen hielt er nicht für das geringste Unrecht; im Gegentheil. Und so wie er dachten damals Millionen. Es ist ein Ruhm, oder vielmehr ein Zeugniß der unverwüstlichen Gutheit, daß trotz der Metternich'schen Seelenvergiftung noch so viel gesunde Rechtschaffenheit im deutschen Volke unzernagt bestehen blieb.

Ludwig war kaum erkennbar in den Kleidern von Rothfuß, und dieser war überaus lustig.

„Mehr als allein einsperren können sie mich nicht. Und ich sag's immer: nasser als naß kann man nicht werden."

Diesen seinen Lieblingsspruch wiederholte er oft. Er hatte nur den einen Kummer, daß er im Gefängniß nicht rauchen dürfe. Aber er wollte auch diese Entbehrung gern für Ludwig auf sich nehmen.

Wir reisten mit Ludwig ab.

Mir zitterte das Herz. Das Gefühl, ein Vergehen auszuführen, das freilich nur Nothwehr und Rettung war, machte mir so bang. Ich meinte, Jeder müsse mir ansehen, was ich vorhabe, und es schien mir, daß die Menschen uns erkannten und uns gewähren ließen.

Bertha war auch hier unser Glück. Sie hatte einen wundersam heitern Gleichmuth, und vielleicht sind die Frauen überhaupt der Selbstbeherrschung und Verstellung fähiger als wir.

In der Pfalz, nicht weit von der Grenze, traf Ludwig einen Kameraden, der sich versteckt hatte, einen Mann in meinen Jahren. Ich mußte nun

selber das schlimme Spiel theilen; ich mußte zurückbleiben und den Verfolgten an meiner Statt neben Bertha sitzen lassen. Bertha war schnell bereit, den fremden Mann Vater zu nennen.

Ich ging zu Fuß nach. Ich meinte bei jedem Schritt, daß ich nicht weiter könne.

Aber ich kam glücklich über die Grenze, wo im ersten Dorfe die Geretteten meiner warteten. Der alte Kamerad hatte sich sofort in französischem Wein betrunken, wir ließen ihn im Dorfe zurück und reisten zu meiner Schwester, der Försterin im Hagenauer Walde. Zu dem Schwersten gehörte, die Ruhmredigkeit der Franzosen auszuhalten. Mein Schwager that gegen uns, als wäre er ein begnadigender Fürst, der den Verfolgten unter seinen Schutz nimmt; Nachbarn kamen hinzu, und stolze Rede ging hin und her. Die Franzosen waren die große Nation, sie hatten die Republik; sie waren die Zuflucht aller Unterdrückten und Verfolgten, und wir — was waren wir? Zerrissen und geknebelt dazu, und die Rheinlande werden sich glücklich fühlen, bald zum schönen und stolzen Frankreich zu gehören.

Nur ein anderer Schwager, der Pfarrer von

Hünfeld, der in Erlangen studirt hatte, dessen erste Frau meine Schwester gewesen, die kinderlos gestorben war, nur dieser gab uns noch ein tröstliches Wort; denn er sagte, die Deutschen seien doch das erste Volk der Wissenschaft.

„Vater, das halte ich nicht aus; ich bleibe keinen Tag hier,“ sagte Ludwig. Mir war's auch recht, und so reisten wir nach Straßburg.

Am Gutenbergplatz mußten wir unser Gefährt anhalten; denn die Wachtparade zog vorüber und Alles war so lustig, als ob jedem Einzelnen ein Glück geschenkt worden wäre. Hier im Lande war Hochzeit und drüben beim Nachbar Begräbniß.

In Straßburg wimmelte es von Flüchtlingen, und Ludwig, der von Einigen erkannt wurde, sollte mit ihnen gehen.

Wir kamen in's Wirthshaus zum Rebstock. Unter der Thüre trafen wir den in seliger Trunkenheit an der Grenze Zurückgelassenen. Er hatte ein seltsames Ding um den Hals; es war ein einfacher Strick mit einem festen Knoten, und er rief Ludwig zu, daß er auch würdig sei, diesen Großcordon zu tragen. Er geleitete uns in die Stube und dort um einen abgesonderten Tisch

saßen junge und alte Männer und alle trugen Stricke um den Hals.

„Ach, da ist der Vater des Turnerkönigs," wurde ich von einem großen starken Manne angerufen; ich erkannte ihn, es war mein Führer vom September-Aufstande. „Wohlauf, Kameraden! Hier kommt noch ein Genosse. Sieh her, Ludwig! Es ist der höchste Ehrentisch. Alle, die wir hier sitzen, sind zum Tode verurtheilt, und deß zum Zeichen tragen wir den Strick um den Hals." —

Sie sangen:

Wenn die Fürsten fragen:
Was macht Absalon?
Könnt ihr ihnen sagen:
Ei, der hänget schon;
Doch an keinem Baume
Und an keinem Strick,
Sondern an dem Traume
Deutscher Republik.

Uns war dieser Galgenhumor zuwider und ich traf glücklicher Weise einen alten Genossen aus dem Frankfurter Reichstag, der die gleiche Empfindung über solche Mißbildungen einer niedergeworfenen Revolution hatte.

Ich habe in meinem Leben viele aufopfernde, ständig zum Edeln bereite Menschen kennen gelernt, aber Keinen, der an gediegenem Freiheitssinn unsern Freund Wilhelmi überragte. Und was noch mehr ist, er hat die echte Menschenliebe; denn das ist ein Elend: es gibt viele Freiheitsfreunde, die doch keine volle Menschenliebe haben. Diesen Widerspruch habe ich nie verstehen gelernt.

Freund Wilhelmi gab mir eine milde Auffassung des alten Flüchtlings, der eigentlich eine friedsame Natur war, in der Aufregung der Zeit aber den Sinn dessen, was er that, nicht deutlich erkannte. Er konnte das Elend des Exils nicht überwinden. Es plagte ihn tiefes Heimweh und er suchte sich durch den Wein zu betäuben, dann wurde er lärmend, laut und kühn und wartete nur, daß es morgen wieder losgehe; war er nüchtern, so saß er still für sich, und man sah ihn oft weinen.

Ich will nur gleich hinzufügen, daß der Mann in Amerika im Irrenhause gestorben ist. Man darf nicht daran denken, wie viele wohlgestellte Existenzen in jener Zeit verwüstet und hingeopfert wurden.

Doctor Wilhelmi hatte etwas Weihevolles in Allem, was er dachte und sprach. Wenn ich ihn hörte, war mir's, als wäre ich in einem Tempel, und so auch jetzt.

Schmutz und Verwüstung berührte ihn nicht; er sah darüber weg. Er war entschlossen, mit seiner Frau, die gleich ihm Muth und Zuversicht hatte, nach Amerika auszuwandern. Bertha, der das Leben hier in diesem Kreise so wüst und wild erschien und die es besonders empörend fand, daß man die Soldaten, die doch auch nur ihre Pflicht erfüllt hatten, mit den niedrigsten Worten bezeichnete, hielt sich meist mit der Frau Wilhelmi's auf ihrem Zimmer eingeschlossen. Sie drängte zur baldigen Heimkehr.

Wilhelmi konnte auch den Hohn der Einen und das Mitleid der Andern in Frankreich nicht ertragen. Ludwig schloß sich dem Freunde an. Wilhelmi hatte mit den Genossen einen schweren Kampf; denn fast alle hielten an der Ueberzeugung fest, daß es morgen in Deutschland wieder losgehe und sie verpflichtet seien, an der Grenze zu bleiben, um sofort bei der Hand zu sein. Wilhelmi dagegen warnte vor dieser Täuschung, in der die Einzelnen

nur verkommen würden. Er erklärte oft, zu mir gewendet, er erkenne jetzt, daß unser deutsches Volk nicht zur Revolution geeignet sei. Es habe zu viel gemüthliche Eigenschaften, und dann sei ihm die Leidenschaft des Hasses entzogen. Er habe die Zuversicht, daß bei einer Wendung der Weltgeschichte die deutschen Machthaber erkennen würden, wie sie zu ihrer eigenen Rettung und zur Rettung des Volksganzen eine gründliche Umgestaltung unserer Staatsverhältnisse herbeiführen müssen. Wann, wie das komme, ob wir es noch erleben, wer kann das ermessen?

Wilhelmi sagte: „Wir dürfen nicht vergessen, was es bedeutet, daß sich das deutsche Volk, so lange von der Polizei geknebelt, doch einmal erhoben hat, und die Gewalthaber werden es auch nicht vergessen. Jetzt werden sie wüthen gegen die Uebelthäter, aber ein zweites Geschlecht wird gar keine Uebelthäter mehr in ihnen sehen und, Sie wissen es ja, lieber Kamerad, Sie sind ein Waldgärtner — ich habe das Wort wohl behalten, daß Ungeziefer einen gesunden Wald nicht tödtet. Unser deutscher Volkswald ist gesund. Die Maikäfer zerfressen am liebsten die Eiche; aber haben sie ihr

Laub auch abgefressen und steht sie da wie ein dürrer Besen, über's Jahr grünt sie doch wieder."

In alten Zeiten gab es Eideshelfer, da sagte ein Mann: Hier ist mein Freund und ohne zu wissen, was er sagen wird, beschwöre ich, daß es die Wahrheit ist, denn er kann nichts Unwahres sagen. Im Herzen war ich solch ein Eideshelfer Wilhelmi's.

Der Abschied von ihm war mir so schwer, wie der von Ludwig, und deckte die Trauer und den Schmerz um diesen eigentlich zu.

Wohl erhoben mich die Worte Freund Wilhelmi's, aber ich konnte die Frage nicht lösen: Was will die Geschichte, daß sie solche Männer in's Weite, über's Meer schickt?

Mir war zu Muthe, als sähe ich ein vollaufgeschossenes Saatfeld vom Hagel zerschlagen. Wie viel kornreiche Halme sind da niedergefallen!

Ich traf auch einen jungen Lehrer Namens Funk. Der Mann war im Gedränge mit entflohen und hatte eigentlich keinen Grund dazu. Ich bestimmte ihn daher, mit mir zurückzukehren.

Er war voll Dankbarkeit und Ergebung. Trotzdem hatte mein Kind schon damals die rechte

Ahnung, daß das ein ungetreuer Mensch sei. Ich habe lange nicht daran geglaubt und habe doch endlich daran glauben müssen.

Funk hatte nichts gethan, als Schreibereidienste im fürstlichen Schlosse versehen, das die Revolutionäre besetzt hatten, aber er sprach mit eigenthümlichem Behagen davon, daß er im Schlosse residirt habe, an dem er vor wenigen Jahren, da er noch Zögling des Seminars war, mit tiefem Respekt vorübergegangen.

Wir reisten heim.

Ich dachte wohl oft an meinen Sohn, aber nicht minder an die alte gute Haut, unsern Rothfuß. Ludwig ist in der Freiheit, aber wie hält Rothfuß die Gefangenschaft aus? Und er fehlte mir jetzt doppelt in der Erntezeit.

Wir führten eben die Frühgerste ein, ich war vorausgegangen, der Erntewagen sollte nachkommen. Ich öffne das Scheunenthor, da kommt der Wagen heran, und hoch oben sitzt Rothfuß und ruft: „Da sitz' ich auf einem Wagen voll Bier. Einstweilen ist es noch Gerste. Es lebe die Freiheit!"

Rothfuß war entlassen worden, hatte man ihn

ja irrthümlich gefangen genommen, und es war rührend und lustig zugleich, wie er von seiner Gefangenschaft berichtete.

Er erzählte, wie gut das ist, unschuldig im Gefängniß zu sitzen. Wie er aber da gesessen, seien ihm alle seine Sünden eingefallen und es sei ihm endlich vorgekommen, als ob er mit Recht im Gefängniß sei.

„Jeder Mensch," sagte er, „sollte eigentlich ein paar Jahre im Zuchthaus sitzen für das, was er gethan hat. Wenn man Einem begegnet, der aus dem Zuchthaus kommt, sollte man immer bei sich denken: sei gut gegen ihn; es ist nur ein Glück, daß du nicht auch dort gewesen bist." So hat der Rothfuß gedacht. Dann aber ist ihm das Sitzen in der Zelle, worauf er sich so sehr gefreut hatte, weil unterdeß die andern Leute in der Ernte arbeiten müssen, entsetzlich langweilig geworden. Das Essen hat ihm nicht geschmeckt und der Schlaf nun gar nicht. So nichts thun, das hat er doch nicht gekonnt und nach zwei Tagen hat er den Inspektor gebeten, man solle ihn Holz spalten lassen; es ist ihm aber nicht gewährt worden.

Hatte nun Rothfuß nicht das vollste Recht, sich vor Allen über die Heimkehr Ludwigs zu freuen?

Er klagte nur, wie es doch hart sei, daß man von der Sache so lange vorher wisse. Man sei böse auf jeden Tag, der erst komme, weil er nicht schon vorbei sei.

Als ich ihn tröstete, daß die Erwartung einer Freude schon selber Freude sei, da lachte er im ganzen Gesicht und sagte: „Er hat Recht!“ — Wenn er mich lobt, wendet er sich immer von mir ab und spricht in's Weite hinaus, als ob er der ganzen Welt sagen müsse, wie gescheidt ich sei — „Er hat siebenmal Recht. Ja so ist's. Es ist ein fröhlicher Durst, wenn man weiß, es sind nur noch so und so viel Schritte bis zur nächsten Wirthsstube, und da wartet der kühle Wein im Keller, da gibt's einen Kühltrunk, der badet Einen inwendig, und da wird Alles wuselig.“

Als Rothfuß bereits weggegangen war, kam er nochmals hastig die Treppe herauf und rief: „Ich habe noch ein Nest entdeckt; die größte Freude wird doch die Schlosserliese haben und ihre drei Amerikaner. Trinken ist gut, aber einem Andern fröhlich einschenken erst recht. Ich komme gleich

wieder," rief er noch, als er schon das Dorf hinauf lief.

Droben in der hintern Gasse wohnte die Wittwe des Schlossers Blum. Der Mann hatte sich im Dorfe gesetzt, wollte neben dem Handwerk etwas Ackerbau treiben und verkam, theils durch eigene Schuld, theils durch Unglücksfälle.

Nun wollte er nach Amerika auswandern. Die Frau aber wollte das nicht, oder erst, wenn sie gute Sicherheit hatte, daß sie dort ein Fortkommen fänden.

Hier hatte sie noch ihr eigen Häuschen für sich und ihre drei Kinder. Der Schlosser arbeitete geraume Zeit in der Stadt in der Fabrik, und kam nur jeden Sonntag nach Haus. Der Plan mit der Auswanderung hatte aber nicht bei ihm geschlummert, und so war er fortgezogen, um in Amerika ein Glück zu gründen und dann Frau und Kinder nachkommen zu lassen.

Er traf eben ein, als der amerikanische Krieg hell aufloderte.

Er hörte den Namen meines Sohnes als eines der Führer und ließ sich sofort anwerben. Ludwig war froh und stolz, einen seiner Landsleute zu haben, der ein guter Artillerist gewesen war.

Erst als der Schlosser angeworben war, erzählte er, daß er daheim Frau und Kinder habe, und als er in der Schlacht bei Bunkershill fiel, bewirkte Ludwig eine namhafte Pension für die Frau und die Kinder im Dorfe.

Die Frau kam nun mit ihren Kindern weinend zu mir, sie könne es nicht erwarten, bis Ludwig da sei. Durch die Schlosserliese war die Freude, die ich in meinem Hause erwartete, im ganzen Dorfe bekannt, und als ich ausging, glückwünschten mir alle; besonders freudig war aber der Straßenknecht Gaudens, der mit unter den Freischärlern Ludwigs gewesen und stolz darauf war, sich herausgelogen zu haben.

Viertes Kapitel.

Bevor ich weiter gehe, muß ich von Martella erzählen.

Am besten wär's freilich, ich könnte machen, daß du sie sprechen hörtest. Denn ihre Stimme hatte einen wundersam klingenden herzbewegenden und dabei doch festen Ton, der sich durch kein Wort bezeichnen läßt, der aber wie durch einen Zauberbann den Hörer fesselt. Sie hatte dichtes, unbändiges braunes Haar und braune Augen, an denen das Weiße kaum sichtbar war. Sie war nicht schlank, sondern eher untersetzt, aber es gab Momente, in denen sie plötzlich groß erschien. Sie hatte in ihrem Auftreten nichts Mildes, vielmehr etwas Herrisches, wie wenn sie sagen wollte: Weg da! Macht Platz! Ich bin jetzt da. Von Natur war sie wild und leidenschaftlich, ja sogar eitel und eingebildet. Erst

in unserm Hause ist sie geschmeidig, sanft, nachgiebig und bescheiden geworden. Ich meine nicht bescheiden im landläufigen Sinne; sie hatte wirklichen Respekt vor besseren und höheren Menschen. Meine Frau hat ein wahres Wunder an ihr vollbracht und gab ihr doch nie eine Lehre, sondern immer nur Befehle.

Sie war die Braut meines Sohnes Ernst, von dem ich erzählt habe, daß er im Jahr 1848 mit uns in Frankfurt war.

Es läßt sich schwer, vielleicht gar nicht ergründen, wenigstens von uns Alten nicht, welchen Eindruck das Jahr 1848 auf Kindergemüther machte. Ich meinerseits habe an diesem Sohne erfahren, daß das Mißlingen ein gewisses Mitleid, gemischt mit Mangel an Respekt bei den Nachkommen erzeugte. Wir hatten, Tell gleich, den Pfeil der Revolution so lange im Busen versteckt, wir hatten abgeschossen, aber gefehlt.

Bis zum Herbste des Jahres 1848 war Ernst mit meiner Frau bei mir in Frankfurt.

Der alte Arndt hatte seine besondere Freude an dem Knaben. Er hatte ihn oft auf dem Schoß und nannte ihn stets Tännling. Der Reichsver=

weser küßte den Knaben beim ersten Ausgange am Tage nach seinem festlichen Einzuge.

Ernst besuchte während jenes Sommers eine städtische Vorschule; aber es schien damals kein rechter Lerntrieb in der Jugend, konnte auch nicht sein, und die Lehrer waren nachgiebig gegen den schönen, immer keck dreinblickenden und keck antwortenden Knaben.

Wenn man ihn fragte, was er werden wolle, antwortete er frischweg: „Reichsförster.“

Zu meinem Schreck gewahrte ich, wie er oft die wechselseitigen Spottreden der Parteimänner nacherzählte. Ich schickte ihn nach dem September wieder heim. Ich sah, daß der vertraute Umgang mit Hochgestellten ihn hochmüthig und unehrerbietig machte.

Ich habe kein Urtheil, wann der richtige Zeitpunkt ist, ein Knabengemüth für politische Interessen zu erwecken. Das aber weiß ich, daß es unbedingt schädlich wirkt, wenn die Betheiligung am Staat wesentlich Opposition ist; denn daraus entsteht Pietätlosigkeit.

Jahre gingen hin. Ernst wurde im Hause eines Neffen meiner Frau, der damals Professor

am Gymnasium der Hauptstadt war, erzogen. Er war aber auch viel bei der Schwester Bertha, die den Hauptmann von Karsten geheirathet hatte.

Ich muß kurz hier einfügen, daß mein Schwiegersohn trotz hartnäckigen Widerspruchs seiner adelsstolzen Familie und trotz Uebelvermerkens seiner Vorgesetzten bis zum Fürsten hinauf, die Tochter des Oppositionsmitgliedes heimführte und Schwager eines zum Tode verurtheilten Flüchtlings wurde. Er ist ein charakterfester Mann.

Als Ernst zur Universität abziehen, oder wie er ehedem immer gewünscht hatte, die Forstschule besuchen sollte, erklärte er entschieden, daß er in das Heer eintreten wolle. Schon nach einem Jahr trat er aber aus. „Das Heer der Kleinstaaten," sagte er, „ist entweder bloses Spiel, oder alle Schrecken des Bürgerkrieges lauern dahinter." Er bezog die Universität, um auch diese nach zwei Semestern zu verlassen und bei dem Bezirksförster Hartriegel in die Lehre zu treten.

Diese Unstätigkeit Ernsts machte uns viele Sorge, und mich schmerzte besonders sein scharfer Hohn gegen Alles, was uns von der älteren Generation reines Ideal war.

Er hatte einen gewaltigen Streitgeist und behauptete, man müsse Jegliches in Frage stellen. Ja, er schonte selbst das Verhältniß zu den Eltern nicht, und hatte die Kühnheit, mir und meiner Frau zu sagen, welche Eigenschaften er an uns hochschätze.

Er sagte einmal das böse Wort: „Die neue Welt kennt das fünfte Gebot nicht als Gebot, ich aber habe Vernunftgründe für meine Werthschätzung. Vater, ich bin dir besonders dankbar, daß ich einen gesunden Körper habe.“

Mir zuckte die Hand, da ich Ernst so reden hörte; aber ein Blick meiner Frau beruhigte mich, und ewig danke ich's ihr, daß ich mich damals bezwang. Wäre ich meinem gerechten Zorn gefolgt, ich müßte mir die Schuld zuschreiben an der jähen That Ernsts und seinem verlornen Dasein. Zum Unglück auch noch die Schuld! Das ertrüge ich nicht.

Ich hatte stets noch an mir zu arbeiten und war darum als Vater in vielen Stücken lässig. Meine Frau dagegen war bei allem Trieb nach Veredlung fertig in sich und konnte den Kindern mehr sein.

Ich war geneigt, mein Haus gegen meine Ehrenämter zurückzusetzen, sie war wachsam und streng und füllte die Lücken aus; aber obgleich sie strenger war als ich, vertrauten sich ihr die Kinder besser an, als mir.

Die ganze Lebensstimmung Ernsts war mir tief peinlich, und doch war er zu Zeiten wieder ein gutes und inniges Kind, die Natur in ihm war stärker als seine sogenannten Principien.

Ich tröstete mich in dem Gedanken, daß Kinder die Welt immer wieder anders fassen müssen, als die Eltern. Auch das Ideal ist der Wandlung fähig, und wir dürfen die uns genehme und gewohnte Form nicht für die allzeit bleibende halten. Und hatten wir nicht unsere Kinder zu freien Menschen erziehen wollen? Man muß die Freiheit auch anerkennen in dem, was uns entgegen steht.

Ich habe bewahrheitet gefunden, daß, wenn in einer menschlichen Seele eine sittlich nöthige Eigenschaft fehlt, oder ihr durch Umstände entzogen ist, sich nichts Ganzes und Gerechtes entwickelt. Bei all seinem Freiheitssinn fehlte Ernst Achtung für Andere und Rücksicht auf Andere. Die Pietät im weitesten Sinne mangelte ihm. Er handelte nach seiner Vor-

stellung vollkommen gerecht, aber die Wirkung auf Andere ließ er unbeachtet.

In Frankfurt auf der Pfingstweide hatte ich im Herbst 1848 Herzzerreißendes erlebt. Jetzt, nach so vielen Jahren sollte ich auf derselben Stelle noch einmal des tiefsten Widerstreits inne werden. Ich war zum Schützenfest nach Frankfurt gezogen. Der Jubel in der Stadt war groß; eine Zusammengehörigkeit, die man bis jetzt nur empfunden hatte, erschien hier leibhaftig.

Inmitten des fröhlichen Gewühls stand ich in allerlei Gedanken versunken am Gabentempel. Da hörte ich eine Stimme:

„Ei, Vater, du auch hier?“ Ich schaute um; es war mein Sohn Ernst. Er trug den Stutzen über der Schulter und unter das grüne Hutband waren um und um die Zeugnisse seiner wohlgezielten Schüsse gesteckt. Ehe ich dazu kam, ihn zu beglückwünschen, sagte er: „Vater, da solltest du nicht sein. Es thut mir leid, daß du auch da bist.“

„Wie? Warum?“

„Das ist für uns junge Bursche etwas. Wir sind da, um uns Becher herauszuschießen, und die großen Festreden, die da drinnen in der Festhalle

gehalten werden, sind nichts, als Knallen ohne zu treffen. Einer redet dem Andern ein, daß er wehrkräftig und ein Held für's Vaterland sei, und es sind doch nur eitel Flausen. Was gut schießen kann, ist nicht des Vaterlandes wegen, und was so heißt, da. Ein Best herausschießen, das wollen die, die schießen können, weiter nichts."

„Weißt du denn nicht, daß ich gestern auch ein Wort da drinnen gesprochen?"

„Nein, ich hab' gehört, daß Einer Namens Waldfried gesprochen haben soll; aber ich hab' mir nicht denken können, daß du das bist. Mit solchen feuergefährlichen Gedanken darf man nicht umgehen, wenn man den Stutzen zur Hand hat. Wollten wir uns an eure Reden halten, so wäre es bald vorbei mit dem Bruderherzenthum, und es gäbe Mord und Todtschlag unter uns Schützen."

Ich suchte ihm nun darzuthun, daß unsere Hoffnung auf den wehrhaften Männern beruhe, und daß wir nicht ablassen dürfen, bis wir ein wirkliches einiges Vaterland gewonnen; er aber sagte: „Ja, ja! Die Gelehrten, so die Art, wie Bruder Richard, die leben von Gestern, und die

Politiker immer von Morgen. Wir, wir leben von heute, vom Augenblick."

Es zuckte in seinen Mienen, und offenbar mit Zwang setzte er hinzu: „Verzeih, Vater, vielleicht werde ich auch einmal so auf die Menschen vertrauend, wenn ich so alt bin, wie du!"

Was sollte ich hier noch erwidern? Während Alles umher jubelte, hatte ich tiefe Trauer in der Seele. Mein jüngster Sohn verleugnete die Götter, denen ich Andacht widmete.

Und doch regte sich in mir wieder der Vaterstolz, als ich ihn noch unter einer Gruppe Schützen stehen sah. Seine stattliche elastische Gestalt ragte unter ihnen hervor, neu Herzutretende grüßten, und Aller Augen schienen mit Wohlgefallen auf ihm zu ruhen.

Fünftes Kapitel.

Eines Tages trat Ernst bei uns ein und ging lange schweigend umher, bald zu Rothfuß in den Stall, bald kam er wieder in die Stube, aber auch da sprach er nicht; er war offenbar in innerer Aufregung, aber ich fragte ihn nicht nach dem Grunde; ich hatte mich daran gewöhnen müssen, diesen Sohn ganz aus sich selbst reden zu lassen, jedes Entgegenkommen zu unterlassen, bis er es verlangt hatte.

Am Mittag, als wir eben vom Tisch aufstehen wollten, sagte er hastig: „Ehe ihr's von Anderen hört, muß ich euch's doch selber anzeigen: Ich bin verlobt.“

Wir Beide sahen einander an und waren still. Man hörte nichts, als den Taktschlag der beiden Schwarzwälderuhren in unserer Stube. Endlich fragte meine Frau: „Mit wem denn?“

Ich hörte an dem Tone, über wie viel schwere Gedanken hinüber sie endlich zu dem Worte kam.

„Mit einem gesunden Mädchen. Ich verstehe die Zuchtwahl,“ erwiderte Ernst und steckte sich dabei eine Cigarre an. Ich verwies ihm, allerdings nicht mild, diesen Ton. Ohne eine Miene zu verändern, ließ er mich ausreden. Dann stand er auf, hängte sein Gewehr über die Schulter, setzte seinen grünen Hut auf und ging davon. Ich wollte ihm nachrufen, aber meine Frau hielt mich ab. Ich machte mir Vorwürfe, weil ich ihn so heftig angelassen. Nun rennt er in's Unglück. Wer weiß, was er thut! Mit Milde hätte ich ihn vielleicht zum Rechten lenken können, und jetzt kommt er wol gar nicht wieder und redet sich in einen Trotz hinein.

Meine Frau tröstete mich: „Er kommt wieder, ehe es Nacht wird.“

Und so war es auch. Er kam am Abend, sah angegriffen aus und sagte mit bewegter Stimme: „Vater, ich muß um Verzeihung bitten.“

Rothfuß war in der Stube, ich winkte ihm, daß er fortginge; aber Ernst bat, daß er da bleibe und fuhr fort: „Ich habe Unrecht gethan, es thut

mir von Herzen leid. Ich habe auch Unrecht an Martella gethan, ich hätte sie nicht so, wie geschehen, zuerst bei euch einführen dürfen. Sie verdient es ganz anders, besser als ich's kann. Ich bitte, gebt mir die Worte zurück, die ich gesagt habe. Verzeiht mir und laßt es vor Allem Martella nicht entgelten."

Er hatte das mit zitternder Stimme gesprochen.

Rothfuß hatte sich nun doch entfernt. Ich reichte Ernst die Hand, und er fuhr mit festem Tone fort: „Du hast mir's so oft gesagt, wirst mir's aber noch oft sagen müssen; denn ich vergesse es leider immer wieder: Es ist etwas in mir, daß ich oft ganz anders reden muß, als ich will. Ich weiß, Vater, daß solch ein schlimmes Wort wie ein Funke bei dir nachbrennt, und zumal von deinem Kinde; da denkst du dir in Schmerzen die ganze Verlorenheit des Charakters aus, von dem solch ein Ausspruch kommen kann. Nicht wahr, ich verstehe dich? Vertraue mir, ich bin doch nicht so schlimm.

Ich glaube gewiß nicht an Besessene. Aber es muß doch etwas sein von der Art. Genug! Es muß jetzt vorbei sein. Ich bin ein unglücklicher Mensch gewesen, so lustig ich auch gethan habe; jetzt bin

ich einer der Glücklichsten, und wenn ich mein Leben lang Holzhauer sein müßte, ich wär's zufrieden.

O, Mutter, ich habe nicht geglaubt, daß es ein solches Wesen gibt auf der Welt, in der sonst Alles nur Schein und Schminke, Lug und Trug ist.

Das ist ein Wesen, so kerngesund, so rein wie ein Thautropfen und so frisch. Sie hat nichts gelernt, aber sie weiß Alles. Sie kann es nicht in Worte fassen, aber ihr Auge strahlt's. Sie hat ein Herz, so grundgut, so stark, so gediegen ... ja dafür gibt's eben kein Wort. Sie hat nicht Eltern, nicht Geschwister, sie ist ein Waldkind, und so rein und heilig wie der Urwald.

O, verzeiht mir! Ich kann nicht sagen, wie mir ist. Jetzt verstehe ich Alles, jetzt glaube ich an Alles. Von alten Zeiten erzählen sie, daß ein Fürst auf der Jagd im Walde sich verirrt und er findet ein Mädchen und setzt es auf sein Roß und führt es auf seine Burg und macht es zur Königin. Die Geschichten sind alle wahr. Ich kann Martella nicht zur Königin machen, aber ich bin durch sie der Höchste, und nur das thut mir weh, daß wir, in unsern Tagen, nicht gleich Hochzeit machen

können. Aber ich will warten, ich kann warten. Oder wenn es euch recht ist, wandern wir aus nach Amerika, und fern von der Welt leben wir dort als erstes Menschenpaar im Paradies. Es gibt ein Paradies. O Mutter, du bist gewiß, was ein Mensch nur sein kann; aber du hast auch einen Fehler, ja, ja — du hast schon geweint, und das erste Gebot sollte heißen: Mensch, du sollst nicht weinen! Und denke dir, Mutter, Martella hat noch nie in ihrem Leben geweint. Sie ist so gesund, wie ein Hirsch. Und das schwöre ich: sie soll nie wissen, was Weinen ist.

O, Mutter! O, Vater! Im rationell durchforsteten Wald habe ich das reine, unschuldige Urkind gefunden, und es ist klug und weise und stark und kühn. Da ist eine Blume aufgeblüht im verborgenen Waldesgrund, kein Menschenauge hat sie gesehen vor dem meinen; ich bin es nicht werth, aber ich will es werden, gewiß, ich will es."

Seine Stimme stockte. Er schlug sich mit beiden Händen auf die Brust und athmete hoch auf. Noch nie habe ich einen Menschen von Glück so strahlen sehen. So mußten die ausgesehen haben, die nach der Sage ein Wunder zu erleben vermeinten, und

noch jetzt, da ich es niederschreibe — ach, wie dürftig ist das Wort — durchzittert es mich wie damals. Das ist mein Kind, mein Sohn, mein Unband, der sich so demüthig in die Reinheit versetzt fühlt. Von seiner Herbheit und Schärfe war keine Erinnerung mehr in mir.

Wir konnten geraume Zeit nichts erwidern.

Die Sonne ging unter und ein breiter Strahl drang in die Stube und überglänzte Alles. Die Abendglocke läutete.

Sechstes Kapitel.

„Ich glaube an deine Liebe," sagte endlich meine Frau.

„O, Mutter!" schrie Ernst und stürzte vor ihr nieder und küßte ihre Hände und weinte und schluchzte in ihrem Schoß.

Ich richtete ihn auf und sagte, wir seien frei genug, um nicht danach zu fragen, woher unsere Söhnerin stamme, wenn sie nur rechtschaffen sei und unser Kind glücklich mache. Ernst faßte meine beiden Hände und sagte: „Ich hab's gewußt. Ich verdiene eure Liebe nicht, aber ich will sie jetzt verdienen."

„Wo bist du denn seit Mittag gewesen?" lenkte meine Frau ab. Ernst erzählte, er sei vom Wege ab tief in den Wald und habe sich dort niedergeworfen und da hätten zweierlei Geister in ihm um ihn gerungen.

Der Trotzgeist habe ihn aufgestachelt, er solle die bösen Worte nicht zurücknehmen und ohne nach Vater und Mutter zu fragen, mit Martella in die weite Welt ziehen; sie folge ihm, wohin er sage.

Der Demuthgeist dagegen habe ihn ermahnt, umzukehren und das Böse wieder gut zu machen. Der Kampf habe lange gedauert. Endlich habe er sich aufgerichtet und sei hierher gerannt, wie wenn ihn ein Bote der Glückseligkeit sende.

Meine Frau hörte ihm getreulich zu und sah ihn an mit jenem Blicke, vor dem das Geheimste der Seele sich aufthut. Ja, so getreu zuhören kann kein zweiter Mensch und so erlösend wie ihr Blick ist keiner mehr. Sie half nicht nach, wenn man das Wort nicht fand, noch weniger gab sie zu verstehen: ich weiß schon, was du meinst. — Sie ließ den Andern sich ruhig ausklären, inne halten und weiter fortsetzen, und wenn sie zuhörte, war man gescheidter und klarer, als man eigentlich ist. Ihr Blick hellte die Seele auf.

Als Ernst geendet hatte, sagte sie: „Du bist auf dem rechten Wege, ich weiß wohl, du meinst, du wärst schon am Ziel, mit Allem fertig; aber glaub' mir und denk' daran, der Trutzgeist kommt

wieder, der stellt sich jetzt nur todt. Aber sei zufrieden! Du wirst seiner Meister von heute an. Das seh' ich jetzt so deutlich, wie ich deine Augen sehe. Du hast das Beste auf der Welt bekommen, die rechte und echte Liebe. Ja, lach' nur: so lacht deine gute Seele aus dir."

Rothfuß kam und sagte, der Elsäßer Händler, der unsere fetten Ochsen kaufen wolle, sei da.

Ich hatte schon den Mund geöffnet, um zu sagen, er solle warten oder ein andermal wieder kommen. Aber ich verstand den Blick meiner Frau, der mir kundgab, ich solle sie mit Ernst allein lassen.

Ich ging und noch im Fortgehen hörte ich sie sagen: „Ernst, du mußt jetzt was essen und trinken. Solche Herzbewegungen machen Hunger und Durst."

Als ich wieder in die Stube kam, saß Ernst hinter dem Tisch und aß. Er rief mir entgegen: „Vater, die Mutter hat Alles gut eingefädelt und wenn du einverstanden bist, so ..."

„Laß mich reden! iß du jetzt," unterbrach meine Frau, und nun erzählte sie noch: „Nach Allem, was mir Ernst gesagt hat — und wir verlassen uns auf ihn — bin ich von ganzem Herzen überzeugt, daß die Martella ein wahrer Glücksfund

ist. Nur so ein Mädchen hat den Unruhgeist bannen können. Wir sind ja gottlob in der Lage, daß wir unsern Kindern außer Ehre und Ansehen noch irdisches Gut geben können. Ernst und seine Braut sind Beide jung und können auch für sich selbst arbeiten. Er liebt in ihr das Naturkind, er begreift aber, daß sie noch manches Gute in diese reine Natur aufnehmen kann und muß. Früher hat er oft gesagt, er könne nur mit einer Frau glücklich werden, die schön singt. Nun ist es anders geworden und Singen ist auch keine Nothwendigkeit für ihn, aber eine geistige Harmonie und Stimmung auf den höheren Ton des Lebens kann er auf die Dauer nicht entbehren. Sie braucht kein Französisch zu lernen, ich hab's ja auch wieder vergessen; aber Ernst ist an eine feinere Häuslichkeit gewöhnt, und wenn er aus dem Wald in seine Försterei kommt, muß er bei seiner Frau eine Erquickung und ein Ausruhen in edeln und höheren Gedanken finden.

Wenn ein Förster nicht die rechte Ehe- und Hausfreude hat, bleibt ihm nichts als die Wein- und Wirthshausfreude und die richtet ihn sicher zu Grunde.

Martella soll nicht irre gemacht und geschulmeistert werden. Das feinere, edlere Leben darf ihr nicht befohlen, nicht gelehrt, es muß ihr Bedürfniß werden, wie es unserm Sohne geworden ist in unserm Hause, dann erst könnt ihr glücklich werden.

Und vor der Welt geht's mit der Natürlichkeit und dem Waldschlag allein doch auch nicht.

Ist es nun nicht wie abgepaßt, daß sie von selber zu Ernst gesagt hat: Bring mich auf ein Jahr als Magd zu deiner Schwester, der Hauptmännin, oder noch besser zu deiner Mutter, und dann hol' mich? Wenn du also nichts dagegen hast, so meinen wir, man macht es so: Ich fahre Morgen früh bei guter Zeit mit Ernst hinüber in's Thal, und am Abend komme ich mit Martella wieder und sie bleibt bei uns, bis sich Alles in Ordnung findet, und sie gewöhnt sich so ein und lernt, was der Brauch ist, daß Ernst nicht nur in der Jugendzeit glücklich mit ihr ist, sondern bis in sein dreiundachtzigstes Jahr; so alt ist mein Vater auch geworden."

Was sollte ich mehr bewundern, die Klugheit oder die Güte meiner Frau? Sie hatte immer zu rechter Zeit das rechte Wort.

Ich war natürlich einverstanden und am Morgen saß sie mit Ernst im Bernerwägelein. Rothfuß kutschirte die beiden Schweißfuchsen.

Am Abend ging ich den Ankommenden entgegen das Thal hinab.

Drüben über den Vogesen ging die Sonne unter; das Abendroth überglühte die Felsen am Bachesufer und röthete die Wellen.

Der Engländer stand am Ufer und angelte.

Er grüßte nie einen Begegnenden, er lebte nur für sich.

Alljährlich, sobald der Schnee zu schmelzen begann, kam er, blieb, bis es schneite, im Thal, wo er beim Bäcker Lerz wohnte, und fischte thalauf und thalab. Jetzt wickelte er sein kunstreiches Angelgeräthe zusammen und ging davon; hinter ihm drein ein Taglöhner mit einem Fischlögel.

Siebentes Kapitel.

Ich wartete drunten bei der Gemeindesägemühle, und hier hörte ich bereits erzählen, daß die Braut Ernsts zu uns komme. Bei all seiner Zahmheit und Aufrichtigkeit hatte das Ernst doch kundgegeben, damit wir gebunden waren. Ich traf den Förster Rautenkron, der in der ganzen Umgegend der wilde Jäger genannt wurde.

Er war der beste Schütze und konnte nichts Lebendes eigentlich leiden. Die Leute hielten ihn für menschenscheu; ich aber wußte, daß er ein Menschenfeind war. Er betrachtete es stets als Glück, wenn er etwas Schlechtes von den Menschen hörte. Er hielt sich einsam; denn er ließ sich immer wieder verleiten, da und dort Einem zu helfen, und hatte er's gethan, so bereute er's.

Er war schon einmal durch den Hut geschossen

worden, und bei der Untersuchung sagte ein Schultheiß zum Amtmann: „Wenn er einmal todtgeschossen ist, dann nehmen Sie nur gleich die ganze Gemeinde in Untersuchung; wir haben's Alle gethan.“ Und doch war er nur gesetzlich streng. Er wollte nicht geliebt sein; aber er setzte seinen Stolz darein, daß Jeder sagen mußte: er ist streng, aber rechtlich.

Er kannte keine Nachsicht, weder gegen Reiche, noch gegen Arme.

Er war ein Mann in den besten Jahren, mit grauem Barte, gebogener Nase und wunderbar hellen, wässerig blauen Augen mit einem gewissen stechenden Glanze.

Jetzt kam er mit einer an ihm seltenen Zutraulichkeit mir entgegen und erzählte, daß Ernst heute bei ihm gewesen.

Das hatte Ernst mir verschwiegen.

Rautenkron erklärte, daß er sich eigentlich nichts um andere Menschen kümmere; aber es thue ihm leid, daß nun auch Ernst sich vergeude. Da sei wieder ein junger Mann, zu schönem Heldenthum angelegt, der in unserer nichtsnutzigen Zeit verkomme, und nun sein Leben an eine kokette Waldnaive verliere. Unverzeihlich sei es, daß wir Eltern

ihm darin helfen, und ein Geschöpf von hinter der Hecke in unser Haus aufnehmen, das bisher eine solche Ehrenhaltung bewahrt habe.

„Und Sie sollen sehen: sie ist wie ein im Bau gefangener junger Fuchs; er wird und wird nicht voll zahm, plötzlich bricht er durch und entflieht in seine Heimath, und er hat Recht.“

Es hat immer etwas Peinliches, wenn ein reines Verhältniß von vornherein so betastet und verzerrt wird.

Ich lehnte jede Besprechung ab, aber Rautenkron that, als ob er mich nicht gehört und zog mit den heftigsten Worten gegen die Fremde los. Ja, er prophezeite uns schweres Unglück aus diesem leichtsinnigen Willfahren und rief den Sägemüller zum Zeugen, daß er uns das vorausgesagt habe.

Ich lehnte solches Andringen scharf ab und jetzt rief Rautenkron und sein Auge strahlte in Freudigkeit: „Genug! Von Anderem! Ich habe heute eine der schönsten Thaten meines Lebens vollbracht. Wollen Sie hören? Gut! Sie kennen den Holzhändler Wollkopf. Er thut so gemüthlich, hat mich dabei aber immer angesehen wie der Wucherer

ein verdächtiges Pfand. Er hat mir nicht getraut. Ich aber habe gedacht: warte nur, du kommst mir schon! Und er ist mir gekommen. Schußgerecht. Er hat bei der letzten Versteigerung viel Langholz in meinem Revier gekauft. Und da kommt er nun und sagt, er wolle deutsch mit mir reden. Der geehrte Stadtrath — er ist ja das — der anerkannte Ehrenmann nennt das deutsch. Er bietet mir gradaus eine namhafte Bestechung, wenn ich ihm die und die nicht verzeichneten Stämme hinzuthäte. Ich bin natürlich einverstanden. Wir gehen Cigarren rauchend in den Wald, ich schneide mir eine junge Eiche ab, entzweige sie und prügle den dürren Ehrenmann mit dem grünen Holze weidlich durch. Er schreit, was er kann; aber es hat ihn Niemand gehört als der Kukuk, und mir hat's geschmeckt, ihn windelweich zu schlagen, wie es dem Kukuk schmeckt, die Kienraupe mit ihren giftigen Haaren zu verspeisen, an der sich die weichhändigen Menschen die Finger verbrennen. Ich sage Ihnen, es gibt kein größeres Vergnügen, als einen Gauner eigenhändig abstrafen. Sagen die Menschen, der Kuß der Geliebten schmeckt gut. Kann sein! Aber das schmeckt besser.

Und wie ich genug gehabt und er wol auch genug hat, da laß ich ihn laufen und sage ihm: Jetzt, schöner Ehrenmann, verklage mich! Dann werde ich auch reden."

So erzählte Rautenkron, und seine finsteren Mienen gewannen eine beängstigende Lustigkeit. Ich muß bekennen, ich gönnte dem Schelm die Tracht Prügel, und daneben befreite es mich von schweren Gedanken, indem ich von etwas Anderm hörte.

Es dämmerte bereits, als das Fuhrwerk herankam. Es hielt. Meine Frau sagte zu dem neben ihr sitzenden Mädchen: „Sag' Willkommen! das ist der Vater."

„Willkommen, Herr Vater!" rief das Mädchen.

Ich hörte Rautenkron in heftigem Tone aber unverständlich neben mir murmeln und ohne ein Wort weiter zu sagen, ging er rasch waldeinwärts.

„Was hat der Menschenfeind wieder?" sagte meine Frau, „aber was geht das uns jetzt an! Kind, steig hier ab und komm mit dem Vater nach!"

Ich half dem Mädchen absteigen; es schien nicht gern zu gehorchen.

Achtes Kapitel.

Ich habe anhalten müssen. Mir ist, als müßte ich ein schwerbeladenes Fuhrwerk den Berg hinaufziehen.

Aber weiter! Ich muß noch viel steile Wege.

Ich stand also mit dem Mädchen allein am Weg. Ich reichte ihr die Hand und sagte einige Worte des Willkomms, aber sie kamen mir nicht aus dem Herzen. Der unbändige Sohn hat uns da ein Schweres auferlegt. Die Jungfrau schien auf das, was ich sagte, gar nicht zu achten. Sie schaute um und um. Ich konnte sie in der Dämmerung nicht deutlich sehen. Nur so viel war erkenntlich, es war eine kräftige Erscheinung. Sie richtete ihren Schritt nicht nach mir, ich mußte dem ihren folgen, wenn ich nicht zurückbleiben wollte.

„Was ist das für ein Hund, der da mit uns geht?“ fragte ich.

„Der ist mein. Gelt, Schnurrle, du bist mein?"

Der Hund bellte zur Antwort und sprang voraus und zurück. Sie pfiff ihm jägermäßig; er gehorchte.

„Meister," fragte sie, ohne während des Redens still zu stehen, „und das Alles, soweit man sieht, das ist Alles euer eigen?"

„Warum fragst du das?"

„Warum? Weil ich's noch nicht weiß. Aber am Tag muß es hier fein lustig sein."

„Freilich."

„Das da mit den Kreuzen und weißen Steinen ist das der Kirchhof?"

„Ja."

„Sieht man den aus eurem Haus?"

„Ja wohl."

„O weh! o weh! Da kann ich nicht zum Fenster hinaussehen; da kann ich nicht bleiben, da bleibe ich nicht. Den Kirchhof müßt ihr da weg thun. Wie kann man denn lachen und singen, wenn man das immer vor Augen hat? Und wie soll ich da essen und trinken? Ich habe einmal einen todten Menschen gefunden im Wald, der wer weiß wie lang schon dagelegen, und war ganz zerfressen.

Ich kann nicht immer den Tod vor Augen haben. Da bleib' ich nicht."

Ich mußte still stehen. Mir war so schwer, daß ich nicht mehr vom Fleck konnte.

Den Berg herab kamen die Ochsen, die ich gestern verkauft hatte, und mit kindischer Lust rief Martella: „O, was für prächtige Thiere! Sind die euer?"

„Nicht mehr. Ich habe sie gestern nach Frankreich verkauft."

„Gesegnete Mahlzeit, Frankreich!" lachte Martella, und schon damals ist mir ihr herzliches Lachen aufgefallen; aber mir war doch, als hätte ich einen Schlag auf den Kopf bekommen. Was ist das für ein Kind? Was wird nun aus unserm friedsamen Leben?

Wir kamen an unser Haus.

In der Stube brannte Licht, wie mir schien mehr als gewöhnlich.

Wir gingen die Treppe hinan; Martella ging voraus. Auf dem Söller wartete meine Frau und die beiden Hände Martella's fassend, sagte sie: „Nun Kind, nun bist du einmal daheim."

„Ich bin überall daheim. Und mein Murrle

auch. Gelt du?“ antwortete Martella in keckem Tone.

Wir traten in die Stube. Drei Lichter brannten auf dem Tische. Die Blicke meiner Frau sagten mir: hab' Geduld! und wie sie die Hand auf's Herz legte, verstand ich; sie hatte die Zuversicht, Alles zum Guten zu lenken.

Jetzt erst sah ich Martella deutlich. Sie hatte etwas zigeunerhaft Trotziges und Wildes in Miene und Haltung. In ihrem Gesichte war vor Allem kecker Muth zu lesen. Aber sie war in der That schön, bestrickend schön, zumal wenn sie sprach und noch mehr, wenn sie lachte.

„Warum habt ihr drei Lichter auf dem Tisch?“ fragte sie.

„Das ist so der Brauch,“ antwortete meine Frau, „wenn eine Braut ins Haus kommt.“

„Das ist schön!“ rief Martella. „Das eine Licht sind wir, nur eins mit einander, und die anderen beiden das sind die Eltern.“ Sie lachte aus Herzensgrund. Dann fragte sie wieder:

„Warum habt ihr zwei Uhren in der Stube?“

„Du fragst viel,“ konnte ich mich nicht enthalten zu antworten. Aber meine Frau sagte:

„Das ist recht. Frag du nur immer! Du wirst schon Alles lernen.“

Martella mochte fühlen, daß sie zu rasch dreinfuhr. Sie sagte daher:

„Morgen ist ja auch noch ein Tag. Ich bin so müd. Ich möcht’ jetzt schlafen gehen. Aber mein Hund muß bei mir sein, sonst hab’ ich keine Ruh.“

In der Art, wie sie gute Nacht sagte und dabei ein Knie beugte, konnte ich gar keine Vereinbarung mit ihrem sonstigen trotzigen Wesen finden.

Als ich mit meiner Frau allein war, sagte sie: „Nimm die Sache nicht so schwer! Sie ist freilich nicht leicht; aber denke, daß sich Ernst ganz anders hätte verirren können, und er hat den Wildfang gewißlich von ganzem Herzen lieb, und da müssen wir ihm zum Besten helfen. Ueberlaß du das Mädchen mir und Rothfuß! Bleib du nur ein wenig stolz und fremd gegen sie! Wir zwei wollen sie schon zurecht bringen. Sei froh, daß wir einen so getreuen Knecht an Rothfuß haben. Er ist schon ganz gut Freund mit ihr und sagt: Ehe man die Kartoffeln einthut, legt sie ihre rothen Strümpfe ab. Ich habe das schon bei der Herfahrt gewünscht.

Aber da hat sie so herb sich dagegen gewehrt, daß ich sie dabei gelassen habe."

Nach einer Weile fuhr sie fort: „Mir hat eine Stimme aus dem Wald geholfen, Alles zurecht zu legen. Ich höre den Kukuk und da denke ich, der legt sein Junges in ein fremdes Nest und die Vögel nähren mit Eifer und Geduld das fremde Junge. Wir sind jetzt auch so eine Art Kukukseltern. Was solche unbewußt thun, thun wir mit Ueberlegung und Bedacht."

Als ich andern Morgens, da es kaum tagte, zum Fenster hinausschaute, sah ich Martella mit ihrem Hunde am Röhrbrunnen vor dem Hause stehen, und jetzt, am Tage und in leichter Kleidung, erschien sie auf's Neue wundersam schön und anziehend.

Sie wusch sich das Gesicht und zöpfte ihre dichten braunen Haare, und alle ihre Bewegungen hatten ein etwas Edles und Freies, ja fast künstlerisch Gehaltenes.

Sie sang leise und bisweilen rief sie dann dazwischen: „Kukuk!"

Rothfuß, der es sah, daß sie sich wusch, rief hinab, das dürfe sie nicht mehr thun. Da müssen

die Kühe draus saufen, und das thun sie nachher nicht mehr.

„Ich merk' schon," erwiderte sie, „hier im Haus kommt das Vieh zuerst."

Als sie mich bemerkte, rief sie mit heller Stimme: „Guten Morgen, Meister! Der Ernst hat Recht, hier ist's wunderschön. Man sieht so weit. Ich muß noch auf alle die Berge hinauf, die man von da aus sieht. Und was für gutes Wasser ist das! Hört Ihr? hört Ihr den Kukuk? Der ist auch schon wach und hat mich gegrüßt. Die alte Jäger-lies' hat mir oft gesagt, ich sei dem Kukuk sein Kind. Wisset Ihr auch schon, daß Ihr heute Nacht ein Kalb gekriegt habt? ein scheckiges Kuhkalb. Wir haben der Kuh schon warme Tränke gegeben. Das Kälbchen hat gesaugt, wie es kaum ein paar Minuten auf der Welt war. Der Rothfuß sagt, es wär' schad', wenn man das Kuhkalb metzgete. Jetzt fahr' ich mit dem Rothfuß in's Feld, wir holen Klee. Ja, in Euerm Haus ist gut Kuh sein. Schaut, schaut! Da fliegt der Kukuk über Euer Haus weg! Das hat was zu bedeuten."

Sie ging nach dem Stall; ich folgte ihr bald nach. Sie sah träumerisch zu, wie die Kuh ihr

neugebornes Junges ableckte und endlich sagte sie: „Das heißt man küssen."

Rothfuß fragte sie: „Hast du die Kühe gern?"

„Ich weiß nicht, ich hab' noch nie eine gehabt."

Er zeigte ihr die Hauptkuh: „Die hat vor drei Jahren als Kalbin den Preis beim landwirthschaftlichen Fest bekommen. Das ist unsere beste Futterverwertherin. An der wird Alles zu Fleisch oder Milch."

Rothfuß befahl Martella, die Jacke umzuthun. Bald fuhr sie mit ihm in's Feld, und sie hob die Sense hoch und rief dazu: „Kukuk!" Mir war's, als hätte ich geträumt, und doch erinnerte ich mich deutlich, daß mir meine Frau gestern Abend vom Kukuksjungen gesprochen.

Wie wunderlich sich das reimte!

Martella kam wohlgemuth vom Felde heim und beim Morgenimbiß war sie ganz lustig und sprach immer davon, wie heut Nacht eine Söhnerin und ein Kuhkalb in's Haus gekommen.

Als ich ihr sagte: „Ich schenke dir das Kuhkalb; es ist dein eigen," erwiderte sie kein Wort, sondern sah mich groß an.

Rothfuß erzählte mir, daß sie im Stalle ge-

standen und zu dem Kalbe gesprochen habe: „Du, du gehörst mein. Gelt, du weißt aber nichts davon? Du gehörst eigentlich deiner Mutter. Aber deine Mutter gehört dem Meister, und dem Meister gehört der Ernst, und der Ernst gehört mir, und so ist's.“

Rothfuß gab am Abend sein Urtheil über Martella dahin ab: „Wenn die inwendig so ist wie auswendig, braucht man sie nicht verbessern.“

Auch unsre älteste Magd, mit Namen Balbina, erwies sich der Neuangekommenen besonders zutraulich, und Martella erzählte, Balbina habe ihr etwas gesagt, als ob sie ganz allein dieses Geheimniß wisse; und was sei's gewesen? Weiter nichts, als daß Lügen und Stehlen sündhaft sei.

Ich habe von diesem ersten Tage so ausführlich erzählt. Man weiß immer nur vom ersten Grün so deutlich und hat ein Auge dafür, dann wächst es unbemerkt fort, und es ist zu viel, als daß man's beobachten könnte.

Neuntes Kapitel.

Martella schloß sich an Niemand im Hause an, als an Rothfuß, der ihr viel aus Ernsts Kindheit erzählen mußte. Wenn an lauen Werktagabenden und an hellen Sonntags-Nachmittagen die Burschen und Mädchen singend durch's Dorf zogen, saß sie mit Rothfuß auf der Bank vor dem Stall oder war auch allein, nur von ihrem Hunde begleitet, droben im Walde hinter unserm Hause.

Wenn sie einen besonderen Wunsch hatte, ließ sie ihn durch unsern Meisterknecht Rothfuß vortragen.

So verlangte sie, mit den Holzhauern in den Wald gehen zu dürfen; sie regiere die Axt so kräftig wie ein Mann, von ihrem dreizehnten Jahre an habe sie mit den Holzhauern um die Wette gearbeitet. Wir konnten ihr diesen Wunsch nicht gewähren.

Ihre Wißbegierde war nicht zu ersättigen, und

ich habe meine Frau bewundert, wie sie unverdrossen und immer gleichmäßig dem unruhigen Kinde auf Alles Bescheid gab.

Sie war überrascht von Allem, was uns gewohnt ist, und blieb es immer, sie gewöhnte sich nie an die Dinge, die uns selbstverständliches Bedürfniß sind. Alles war ihr wie ein Wunder.

Ihr Auge hatte etwas Muthiges. Der Ton ihrer Stimme war so wahrhaftig, daß sie auch bei dem Seltsamsten keiner Betheuerung bedurfte, und wenn sie lachte, da mußte man von ganzem Herzen mitlachen.

Rothfuß war nicht wenig stolz, daß er Martella regiere, wie die beiden Schweißfuchsen, die er vom Füllen an aufgezogen, und besonders gern wiederholte er, daß unser Jüngster — so nannte er Ernst — doch eben in Allem der fürnehmste Schütze sei. Er habe das Best herausgeschossen. Denn so gescheidt und lustig, wie Martella, gäbe es kein zweites Mädchen mehr, und sie habe so viel gute Späße, daß die Kühe umschauen und brummen, wie wenn sie sagen wollten: Wir möchten auch gern mitlachen, aber wir können leider Gottes nicht, wir haben das Gebläse nicht dazu.

Ihr eigen Kalb, dem sie den Namen „Muskat“ gegeben, pflegte und wartete sie und plauderte mit ihm, als wäre es ein junges Geschwister. Sie behauptete, das Kalb sei ein wahres Wunder an Gedeihen und Gescheidtheit; die alte Kuh sei eifersüchtig, sie stoße immer nach ihr, weil sie merke, daß das Kalb Martella lieber habe, als seine leibliche Mutter.

Nur in Einem kämpfte Martella mit Rothfuß. Sie hatte einen uns unerklärlichen Abscheu gegen Amerika, und Rothfuß sprach immer davon, als wäre dies das Paradies, und einer seiner Hauptbeweise war die Art, wie die Schlosserliese versorgt worden war. „Das kann doch nur ein Freistaat, so die Hinterlassenen eines im Kriege Gefallenen reichlich versorgen. Wie ganz anders sind dagegen unsere Deutschen.“

Gegen uns Eltern war Martella ehrerbietig, aber scheu.

Ernst kam während des Sommers nur zwei Mal auf wenige Stunden.

Er wollte mit Martella nach den Nachbarorten spaziren gehen und fahren; aber Martella weigerte ihm das. Sie sagte, sie gehe nicht von daheim weg; sie sei genug in der Fremde gewesen.

Ernst war offenbar ärgerlich, daß Martella nicht mit ihm ging, aber er verbiß es still.

In jenem Sommer 1865 hatten wir herrliches Erntewetter, und unvergeßlich ist mir, wie Martella sagte: „Jetzt helfe ich ernten. Ich bin früher Aehrenleserin gewesen, darum weiß ich, das ist gut Wetter für die Bauern. Morgens Aehren schneiden und sie Abends als Garben einführen und nie ein Gewitter, das ist gut für die Bauern, aber nicht für die armen Aehrenleser. Das Donnerwetter in der Ernte bricht die Aehren ab für die Armen; denn von selber geben die Bauern nichts her."

Als sie so sprach, winkte mir Rothfuß zu.

Im Spätsommer kam Richard zu Besuch.

Richard hatte empört darüber geschrieben, daß Ernst, der für sich selber noch kein Leben gewonnen hatte, schon das Schicksal einer Andern mit dem seinen verflocht und unser ganzes Haus damit belastete. Von dem Augenblick an aber, als er Martella sah, war er von uns Allen am meisten für sie eingenommen.

Als er sie zum ersten Mal in brüderlicher Weise begrüßte, betrachtete sie ihn strahlenden

Auges und sagte: „Ich sehe über zehn Jahre hinaus.“

„Kannst du vielleicht wahrsagen?“

„Ah bah! Ich mein's so: wie du jetzt, so sieht mein Ernst in zehn Jahren aus. Ich will nur hoffen, daß er bis dahin keine Brille braucht.“

Richard lachte, und auch Martella lachte von ganzem Herzen, und es gibt nichts Besseres, als wenn zwei Menschen bei erster Begegnung gleich mit einander lachen können.

Meine älteste Tochter Johanna, die an den ehemaligen Hauslehrer Ludwigs, der jetzt Pfarrer im Oberlande, verheirathet war, kam mit ihrer erwachsenen Tochter zur Milchkur auf mehrere Wochen.

Schon bei der ersten Begegnung, damals freilich unwillkürlich, kränkte sie Martella. Johanna trug beständig schwarzseidene Filethandschuhe, und so reichte sie mit offenbar erzwungener Freundlichkeit Martella die Hand. Aber diese sagte: „Ihr braucht kein Muckennetz über die Hand. Ich steche nicht.“

Von dieser Kleinigkeit an setzte sich eine Widersacherei zwischen Martella und Johanna fest, die mit der Zeit manches Herzeleid brachte. Rothfuß

war ärgerlich, daß er Martella nicht klar machen konnte, wie die Pfarrerin sie nicht beleidigt habe; Martella blieb dabei, Johanna nicht anders wie das „Muckennetz“ zu heißen.

Wenn sie einen Widerwillen gefaßt hatte, war sie nicht davon abzubringen, und zum Possen sagte sie jeden Tag zwei Mal, wenn Johanna zum Melken in den Stall kam: „Guten Tag, Frau Schwägerin!“

Johanna nahm daraus Grund zu fortgesetzten Hässigkeiten, die noch in ihrer beständig unzufriedenen Stimmung eine Nahrung fanden.

Johanna glaubte sich Martella zu nähern, indem sie ihr erklärte, wie viel Mitleid sie mit ihr habe. Aber das machte die Sache nur schlimmer; denn Martella hatte einen tiefen Widerwillen gegen Mitleid.

In dem eben nicht kärglichen elterlichen Hause fand Johanna beständig Grund zu klagen, wie gering die Besoldung ihres Mannes sei, und wiederholt deutete sie an, er wäre schon lange zu einer bessern Stelle gekommen, wenn er nicht der Schwiegersohn des Oppositionsmannes wäre. Ja, sie sagte gerade heraus, daß ich an der Kränklichkeit ihres Mannes und ihrer ältesten Tochter schuld

sei. Wäre ich nicht bei der Regierung so mißliebig, so wären sie schon lange in ein besseres Klima versetzt und dadurch gesund.

Ueberdieß fand sie unsere ganze Hausführung nicht kirchlich genug und für himmelschreiend erklärte sie es, daß wir Martella so heidnisch leben lassen.

Sie ging indeß nicht gerne zum Pfarrer unseres Dorfes, mit dem wir nur selten Verkehr hatten, denn sie war im Grunde auch auf unsern Dorfpfarrer ärgerlich. Dieser gute Platz mit großem Einkommen und wenig Arbeit gehörte eigentlich ihrem Manne. Aber freilich, unsere Frau Pfarrerin war die Tochter eines Konsistorialrathes und das erklärte Alles.

Zu ihren Ermahnungen über die Verwahrlosung Martella's fand Johanna ergiebigen Anhalt in einer Eigenheit des Kindes. Man mochte ihr geben und leisten, was man wollte, Martella nahm es still hin, ohne je Dank auszusprechen.

Ich kann mir das nicht erklären. Vielleicht war es noch ein Ueberrest ihres bloßen Naturlebens.

So meinte mein Sohn Richard, der einen Theil seiner Herbstferien bei uns zubrachte.

Richard hatte die Gewohnheit, nach den ersten

Tagen seines Ferienaufenthaltes bei uns die Brille abzulegen und sie erst am Tage der Abreise wieder aufzusetzen. Er stärkte sich so alljährlich sein übermäßig angestrengtes Auge. Ich glaube, er gab die Brille jedes Mal Rothfuß aufzubewahren, der sie ihm am Tage der Abreise wiedergab.

Dießmal behielt er die Brille und verkehrte weniger mit Rothfuß, als mit Martella, und an ihn schloß sie sich, wie sonst noch an Niemand von uns. Mit ihm ging sie am Abend und an Sonntagen die einsamen Waldwege und plauderte ohne Unterlaß.

Eines Abends erklärte Richard:

„Heute habe ich den großen Akademiepreis bekommen. Martella hat mir gesagt: Ich kann mir's gar nicht denken, daß du Professor bist; du bist so — so gescheidt, hast so einen graden Verstand, kannst mit Einem reden, wie — wie ein Holzknecht. Nun frage ich euch, gibt's ein größeres Lob?

Und ich sage euch, Martella ist aller Weisheit voll, sie kennt nicht nur alles Gethier auf dem Boden und in den Lüften, sie sieht auch die Menschen durch und durch. Es wäre Vertrauensbruch,

wenn ich ihr Urtheil nacherzählte. Sie hat viel Holz gespalten und trifft mit scharfer Axt sicher den Fleck, wo es sich klar spaltet.

Ja, Ernst ist ein Glückskind. Ich fürchte nur, er versteht diese Grundnatur nicht ganz. Er ist noch zu unstet. Ich hoffe, er lernt es einsehen: Hier ist die ganze ungebrochene Majestät und Heiligkeit, und sie erscheint in Magdsgestalt, aber nicht in thränenseliger, sondern in der vollen Lustigkeit.

Auf dem Wege kaute sie junge Tannenschößlinge und sagte: Das ist das Beste, was es gibt, versuch's nur auch.

Als ich erwiderte, da sie bessere Kost habe und regelmäßigere, müsse sie dieses Kauen, das etwas Berauschendes habe, lassen, sagte sie: Hast Recht, ist wahr, es macht mich immer ganz wild.

Wir wollten über eine Wiese gehn, ich scheute die Nässe. Folge mir nur nach, rief sie, gib Acht, wo Maulwurfshaufen sind, da ist trockener Untergrund."

Als Richard mit einer an ihm ungewohnten Begeisterung so sprach, stand Johanna vom Tisch auf und winkte ihrer Tochter, daß sie ihr folge.

Richard und die Mutter bemerkten es so gut

wie ich, aber, sie sprachen kein Wort darüber, vielmehr setzte Eines dem Andern den Gedanken fort, daß es wohl gethan sei, Martella vorerst ganz frei gewähren zu lassen. Sie werde unzweifelhaft von selber kommen und nach den edleren Formen und dem höheren Inhalte des Lebens verlangen.

Meine Frau machte keinen Plan, Martella zu erziehen.

„Sie soll mit uns leben; das wird sie von selbst erziehen. Sie sieht uns arbeiten, Jedes in seiner Art; das wird ihr schon ihre Stelle anweisen und ihr Ordnung geben. Sie sieht uns in der Wahrheit leben, damit ist ihr geholfen."

Meine Frau warnte besonders Richard davor, Martella allgemeine Lehren zu geben; denn damit wisse das Kind nichts anzufangen.

Martella war durchaus keine weiche Natur, vielmehr hart gegen sich und gegen Andere; sie hatte kein Mitleid mit dem Schmerze Anderer. Es solle sich Jedes selber durchhelfen, wie es kann.

Sie hatte nie für einen Andern in der Welt geleistet, gesorgt, gedacht. Sie lebte wie das Reh im Walde, nur für sich. Meine Frau nickte Richard zu, da er bemerkte: „In der Natur ist Alles

egoistisch; erst die Bildung macht hülfreich, mild und thätig."

Am selben Tage, an welchem Richard abreisen mußte, kam der Major an. Er war auf einer Inspektionsreise, um die bei den Bauern zur Mobilisirung bereit gehaltenen Militärpferde zu besichtigen.

Unser Dorf gehörte nicht zu seinem Bezirk und er hatte nur einen Abstecher zu uns gemacht. Er kam in ganzer Uniform. Die kernig gedrungene Gestalt sah stattlich aus, und sein fester und warmer Blick erquickte das Auge.

Er war froh, uns sagen zu können, daß der Fürst keineswegs an der kleinlichen Nachträgerei der Vorgesetzten und besonders des Kriegsministers Theil nehme. Er habe unter drei Gleichberechtigten ihn zum Major ernannt und bei der persönlichen Meldung ihm gesagt: „Ich habe Respekt vor Ihrem Schwiegervater; ich glaube, daß er es ohne Selbstsucht treu mit dem Lande meint."

Ich hatte keinen Grund, an dem Major irgend einen Mangel an Ehrerbietung und Liebe für mich zu finden; aber in der Verehrung gegen meine Frau zeigte er ritterliche Haltung und kindliche Hingebung in gleichem Maße. Als ihm Richard erzählte, wie

Martella ihren Bräutigam durch seinen Anblick um zehn Jahre weiter versetzt gesehen habe, sagte er: „Ich habe es nie auszusprechen gewagt, aber ich bin der Zuversicht, daß sich Bertha auch in späteren Jahren in ihre Mutter übersetzen wird.“

Richard war ein guter Mittler zwischen Martella und dem Major, und dieser brachte sogar eine Halsschnur von rothen Korallen, die Bertha der neuen Schwägerin sendete.

Martella's Antlitz wurde so roth wie die Korallen, sie sagte indeß wieder kein Wort des Dankes. Sie küßte nur die Korallen und ging sofort an den Spiegel, heftete sich die Schnur um, und zu uns gewendet sagte sie dann an den Fingern abzählend: „Ich bin Schwägerin. Jetzt kenn' ich aber auch Alles und hab' Alles: einen Pfarrer und einen Professor und einen Major und einen Förster und einen Großbauern, jetzt — was gibt's denn noch? Ja, ich weiß, ein Baumeister.“

„Den haben wir auch, aber er ist in Amerika.“

„Amerika geht mich nichts an,“ schloß Martella.

Der Major sprach davon, daß Ernst unklug gethan habe, vom Militärdienst abzugehen. Er sei zum Soldaten geboren und es wäre das Beste, er

trete wieder ein. Freilich könne er dann nicht so bald an's Heirathen denken.

„Wegen meiner hat das keine Eile," fiel Martella ein, „ich will kein Hinderniß sein, gewiß nicht. Ich brauch' auch noch Zeit. Ich muß noch viel da einthun," deutete sie auf ihre Stirn, „sonst bin ich unwerth, in die Familie zu gehören. Ich hab' jetzt den Rosenkranz um den Hals von meiner Schwägerin, der Majorin, und bin gern angebunden, und ... gut Nacht!"

Sie gab der Mutter die Hand, dann einem Jeden von uns und zuletzt nochmals der Mutter. Dann ging sie.

Richard erklärte nun dem Major das eigenthümliche Wesen Martella's; wie in ihrer Erscheinung so auch in ihrem Denken sei eine Mischung von leichter Zartheit und derber Kraft.

Der Major fragte, ob man denn gar nichts von ihrer Herkunft wisse. Richard erwiderte, sie habe ihm mancherlei Abgerissenes erzählt; es sei noch Vieles unklar, aber er habe ihr das Wort gegeben, nichts davon zu verrathen, bis sie selber die Zeit gekommen glaube.

Wir saßen wohlgemuth beisammen, bis der

Major darauf kam, daß der Widerstreit zwischen Preußen und Oesterreich sich immer mehr verhärte. Und Preußen habe Recht. Die Militärverfassung des Bundes könne in dieser Weise nicht länger bestehen.

Da waren wir nun in den schweren Fragen.

Was galt die Umwandlung eines Kindes aus dem Walde, während so Großes sich bewegt!

Aber derweil die Wolken am Himmel ziehen und die Jahreszeiten wandeln, wächst das kleine Pflänzchen still und stetig am Boden.

Zehntes Kapitel.

Ich reiste zum Winterlandtage 1865.

Mein Nachbar Funk, der ebenfalls Abgeordneter war, begleitete mich.

Es thut mir weh, daß ich von dem Manne sprechen und ihn schildern muß.

Er hat mir schweres Herzeleid angethan. Er hat mich tief gedemüthigt, wie kein anderer Mensch; denn er hat mir bewiesen, daß ich keine Weltklugheit und Menschenkenntniß besitze. Aber an dem Schweren, das ich durch ihn und von ihm erlebte, bin ich mehr schuld, als er. Warum habe ich ihn für etwas Anderes gehalten, als er ist! Ich mache mir zu schnell ein Charakterbild eines Menschen, und stimmt es dann nicht, so quält es mich als Räthsel. Und, um gleich Alles zu sagen, ich habe viel im Leben dadurch gelitten, weil ich keine Reserve

habe. Ich muß mich ganz geben oder gar nicht, und das ist nicht gut. Ich meine aber auch noch heute, er ist eigentlich doch besser, als er sich gezeigt hat. Wenn ich mich mit ihm vergleiche, so hat er viel vor mir voraus. Er ist zwanzig Jahre jünger als ich und doch schon lange fertig und ich werde das mein Lebenlang nicht; ich bin immer noch ein Werdender.

Er war im Abiturientenexamen durchgefallen und aus Unmuth ging er in's Seminar und wurde Schullehrer, konnte aber doch nie vergessen, daß er in eine höhere Lebenssphäre hatte eintreten wollen. In der Revolution hatte er nun geglaubt, daß auch seine Zeit gekommen sei. Er sah sich in einer hohen Stellung und fand sich im fürstlichen Schlosse, wo die provisorische Regierung hauste, sehr bald heimisch.

Ich habe erzählt, daß ich Funk damals von Straßburg mit heim nahm. Ich war überzeugt, daß er eigentlich unschuldig war und habe all mein Ansehen für ihn eingesetzt, ja auch eine bedeutende Summe als Bürgschaft hinterlegt, so daß er auf freiem Fuß behandelt wurde. Er wurde freigesprochen.

Schon damals erschrak ich, als er mir sagte,

mein Glaube an seine Unschuld sei auf die Richter übergegangen.

Funk war ein schöner Mann; man sieht das ja noch heute. Annette, die Freundin meiner Tochter Bertha, nannte ihn die vollendete Bedientenschönheit; sie behauptete, er sei für die Livree geboren, er habe etwas so Unterwürfiges; sie war nicht wenig stolz, als ich ihr bestätigte, daß Funk der Sohn eines fürstlichen Lakaien sei.

Funk trat nicht mehr in den Lehrerstand ein. Er wurde zunächst Agent für Auswanderung nach Amerika; denn in jenen ersten Jahren der Reaction nahm die Auswanderung sehr überhand.

Daneben hatte er auch noch Agenturen für Feuer-, Lebens-, Hagel- und Viehversicherung. Die Fensterladen seines Hauses sahen sehr bunt aus.

Er wurde in den Gemeinderath gewählt; aber die Regierung bestätigte ihn nicht. Das vermehrte sein Ansehen.

Zwei Jahre darauf wurde er zum Bürgermeister gewählt und er wußte es dahin zu bringen, daß eine Deputation beim Fürsten selber um seine Bestätigung nachsuchte.

Funk ließ seine Frau die übliche Landestracht behalten.

„Weißt du?“ sagte er mir einmal, „das macht die Bauersleute viel zutraulicher.“ Er lachte und seine schönen Zähne glänzten, da ich ihm diesen Scherz streng verwies, aber auch sein Lachen hatte für mich etwas Unehrliches, Abstoßendes, wie auch, daß er ein und dieselbe hochtönende Phrase vor verschiedenen Zuhörern immer wiederholen konnte. Und warum habe ich mich doch zum Anschluß an diesen Mann verleiten lassen? Ehrlich gestanden, weil ich einen gewissen Respekt vor der Kampfeslust, vor der Kühnheit und Klugheit habe, die mir eigentlich mangeln.

Mein unvorsichtiges Vertrauen ist ein Fehler. Ich habe ihn aber jetzt schon siebzig Jahre und wenn ich die Rechnung überschlage, gleicht sich's aus. Was ich durch Vertrauen an Leid erfahren, hat sich auf der andern Seite durch Freude wieder ausgeglichen.

Ich habe durch Manche, vornehmlich aber durch Funk viel Leid erfahren, ich bleibe aber doch dabei: es gibt keine schlechten Menschen, sondern nur absolut egoistische; freilich, die Grenzverschiebung

des berechtigten Egoismus bringt die Missethat zuwege.

Funk wurde, nicht ohne Einsatz meines ganzen Ansehens, zum Landtagsabgeordneten gewählt. Als er mich Tags darauf zum ersten Mal besuchte und mich duzte, fuhr meine Frau erschreckt zusammen.

Als Funk weggegangen war, sagte sie: „Ich begreife dich nicht. Ich habe in deine Stimmwerbung für ihn nichts dreingeredet; das mag Politik sein, die Partei braucht Stimmen und braucht vielleicht solche Menschen, die keck und respektlos sind. Die können Dinge sagen, die ein Mann von Würde nicht sagen kann. Aber es ist mir unfaßlich, wie du Brüderschaft mit dem Manne machen konntest."

Ich erklärte, daß er mir's angeboten und daß es mir auch zuwider war, daß ich aber nicht als stolz erscheinen wollte.

Sie schwieg, aber ich mußte noch einen ganz andern Vorwurf hören.

Als ich in den Stall kam, sagte Rothfuß: „Wie haben Sie nur den Zähnefletscher sich so nahe kommen lassen? Ruft der noch zum Fenster hinauf: behüt' dich Gott, Waldfried! Du kommst doch auch

bald zu mir? Herr! da hört's ja auf, eine Ehre zu sein!"

Ich durfte ihn nicht weiter reden lassen; aber ich hatte meine Strafe dafür, daß ich in der Schwäche und Furcht, Anderen wehe zu thun, mir selber wehe gethan.

Als ich nun zum Landtag 65 reiste, wartete Funk drunten bei der Sägmühle, bis ich kam. Ich traf ihn mit einem jungen Menschen, dem Sohne eines benachbarten Lehrers, dem er Lebewohl sagte, und, zu mir gewendet, rief er triumphirend: „Da hab' ich heute schon eine arme Seele gerettet. Wollte der einfältige Mensch Lehrer werden. Volkslehrer! Was man in der Idee so hoch stellt und in der Wirklichkeit so niedrig besoldet. Ich habe ihm aber bewiesen, daß er glücklicher ist als Steinklopfer an der Straße. Man muß es dahin bringen, daß die Regierung keine Volkslehrer mehr findet."

Als ich ihm entgegnete, daß das ein frevlerisches Spiel mit der Kultur unseres Volkes sei, entgegnete er: „Du von deinem Standpunkte magst Recht haben." Und auf diese Weise merkte ich zum ersten Mal, daß Funk mich zu beherrschen

glaubte. Seine Unterordnung war Schein, und im Grunde waren wir offenbare Gegner.

Er stimmte zwar mit mir im Landtag, aber er stimmte aus ganz andern Gründen.

War Funk unwahr gegen mich gewesen, so war ich nun — und das war das Aergste — unwahr gegen ihn. Ich war entschlossen, mit ihm zu brechen, ich wartete nur eine bestimmte Veranlassung ab. Und doch hielt ich einstweilen noch die vertrauliche Beziehung aufrecht.

Ja, das ist das Traurigste, daß unwahre Naturen uns selber unwahr machen.

Wir kamen zur Eisenbahn. Wir trafen hier noch andere Abgeordnete und zwar zwei von unserer Partei, die Funk besonders zuwider waren. Der Eine, ein Fabrikant von der Schweizer Grenze, war strenger Pietist, aber es war ihm voller Ernst mit seiner Religiosität, die er vor Allem durch sittliche Führung und opferbereite Hingebung für Andere bethätigte. Wir standen im besten Vernehmen, wenn er auch nie unterlassen konnte, sein Bedauern auszusprechen, daß ich nicht den gleichen religiösen Standpunkt mit ihm inne habe.

Der andere Landtagsgenosse war ein stolzer

Bauernschultheiß, ein Mann von großem Besitze, der es als sein besonderes Recht betrachtete, in Landesangelegenheiten das Wort zu führen. Er war ein Gegner Funks bei dessen Wahl gewesen und hatte das böse Wort gesagt: „Bettellüt' dürfen nit mitreden." Das vergaß ihm Funk nicht. Aber er zwang ihn doch zu einer Freundlichkeit.

Die beiden Genossen benahmen sich sehr zurückhaltend gegen Funk, und schon auf dieser Reise merkte ich, daß eine Spannung in der Luft war, die einen Zusammenstoß und eine Trennung der verschiedenen Elemente bewirken mußte.

Elftes Kapitel.

Ich wohnte während des Winterlandtages nicht bei meiner Tochter Bertha.

Man wird in späteren Zeiten nicht mehr begreifen, welch' eine Trennung der Stände in unserm Volke bestand. Es war ein verhaltener Bann und Kriegszustand zwischen denen im Bürgerkleide und denen im Waffenrock, und der Fürst war vornehmlich Soldat, er zeigte sich nie anders als in Uniform.

Wir Abgeordneten, die wir nicht zu allen Vorschlägen der Regierung Ja sagen konnten, erschienen in Hofkreisen als die geschwornen Feinde des Staates und vor Allem des Soldatenthums, dem wir doch das Budget zu bewilligen hatten.

Ein Offizier, der mit einem des Liberalismus verdächtigen Bürger oder gar mit einem Abgeordneten unserer Partei über die Straße ging, konnte

der entsprechenden Note in der Conduitenliste sicher sein.

Mein Schwiegersohn empfand dies schmerzlich, ohne es je in Worten kund zu geben. So oft ich zu ihm kam, war er voll Ehrerbietung und Innigkeit, als müßte er für die von mir beobachtete Zurückhaltung im öffentlichen Verkehr danken und mir die Schärfe der Disciplin abbitten.

Wir hatten eine langwierige Tagsatzung voll Herbheit und Bitterkeit vom Ministertische und aus dem Abgeordnetenkreise und dabei das drückende Gefühl, so viel Kraft zu verschwenden: Morgens öffentliche Verhandlung, dann Commissionsberathung, Abends oft bis spät in die Nacht hinein Parteiberathung, und all diese Opfer an Lebenskraft doch im Hinblick, daß das Geschick des Vaterlandes dabei immer fraglich blieb und wir uns nutzlos abmühten und nur unsern Widerspruch zu Protokoll der Geschichte niederlegten.

Es lag etwas in der Luft wie eine Gewitterspannung. Man fühlte, daß unsere Partei zerfallen und in gegensätzliche Gruppen auseinanderscheiden werde. Man verkehrte nicht mehr so vertraulich mit einander, und da und dort hörte man

oft die Versicherung: Ja, gewiß, du meinst's ehrlich und hast keine ehrgeizigen oder gar eigennützigen Absichten.

Funk war derjenige, der am eifrigsten an der Auseinandersprengung der Partei arbeitete.

Er hatte eine Zeit lang offenbar die Hoffnung, Führer der Partei zu werden. Aber er wußte sich so zu benehmen, als ob er nie daran gedacht, da ein sehr talentvoller Mann, der von der Amnestie Gebrauch gemacht und seit Jahren in's Vaterland zurückgekehrt war, an die Spitze der Partei trat.

Wer kann all' die verschiedenen Aenderungen des Wetters, die allmälig die Reife bringen, im Gedächtniß festhalten.

Man rühmt die Kameradschaft im Krieg und auf Entdeckungsreisen. Ich möchte sagen, daß das Abgeordnetenleben die Eigenthümlichkeiten dieser beiden Zustände vereint. Es ist kein Kleines, wenn Männer aus wohlgestellten Heimwesen nur im Dienste des Gemeinwohls Haus und Familie verlassen, Tag und Nacht arbeiten und kämpfen und sich treu zu einander gesellen. Ich habe das Glück der Männerfreundschaft gefunden, die etwas Anderes ist als Frauenliebe, aber nicht minder beglückend.

Ich war Abgeordneter unserer Landesvertretung und Mitglied des deutschen Reichstags. Ich habe mit den Besten meiner Zeit und meines Landes geathmet, wir haben einander redlich wach gehalten auf dem Posten.

Mögen die, die uns ablösen in glücklicherer Zeit, eben so treu und selbstlos aushalten.

Meine beste Erquickung während dieses Winterlandtages waren die Briefe meiner Frau. Sie berichtete mir regelmäßig vom Stande des Hauses und vor Allem von Martella.

Am Morgen, nachdem ich Abschied genommen hatte, kam Martella zu meiner Frau und sagte: „Mutter! Nicht wahr, so darf ich jetzt sagen? Und ich will's verdienen, und wenn der Meister heimkommt, will ich auch Vater zu ihm sagen.“

Sie deutete auf ihre Füße. Meine Frau wußte nicht, was das sollte, bis sie endlich sagte: „Der Rothfuß hat gesagt, ich solle keine rothen Strümpfe mehr tragen, das sei der rechte Anfang.“

„Und jetzt,“ begann sie wieder, „will ich lernen, was Ihr mir sagt, aber nicht beim Gehülfen des Schullehrers. Ich bin heimlich bei ihm gewesen, da hat er mir die Backen gestreichelt, und

da hab ich ihm eins auf die Hand gegeben. Ich will Alles lernen, was Ihr mir angebt."

Und nun saß sie bei meiner Frau und zeigte sich anstellig und gelehrig. Meine Frau nahm sie zu sich in ihr Schlafzimmer, und in der ersten Nacht rief sie mit bewegter Stimme: „Ich habe eine Mutter, eine Mutter! O Ernst, du mußt wissen, wo ich bin. O wie gut hast du's gehabt! Dein Lebenlang eine Mutter."

Ich zeigte die Briefe meiner Tochter Bertha, und diese hatte eine besondere Liebe und ein besonderes Verständniß für Martella. Sie sagte, es sei ihr ähnlich ergangen, als sie in die Adels- und Militärkreise eingetreten; sie sei Anfangs als Eindringling behandelt worden und habe sich ihre Geltung erst erkämpfen müssen. Denn heutigen Tags bestehe der Vorzug des Adels immer noch darin, daß ein Adliger in die gute Gesellschaft eintreten kann, auch ohne gebildet zu sein.

Nur Annette, die ebenfalls einen Offizier geheirathet, hatte sich ihr angeschlossen, und die Beiden brachten es endlich dahin, daß sie fast eine bevorzugte Stellung einnahmen. Anfangs hatte Annette, die Jüdin von Geburt und ausnehmend reich war,

durch Ueberbieten an Putz und Aufwand die Gesellschaft bezwingen wollen. Sie ließ sich aber von Bertha dazu bewegen, durch Einfachheit und Selbsthaltung, ohne Umschau und Hetzjagd nach besonderer Beachtung, die gerechte Würdigung zu gewinnen.

Ich muß gestehen, daß mir diese Freundin Bertha's gradezu abstoßend war. Sie hatte viel gelernt, hatte auch ein gebildetes Urtheil, aber sie hielt das für Genie, für ein Hervorragen über das allgemein in der Bildungswelt Vorhandene, und Schmeichler und Spötter bestärkten sie darin.

Ihr Mann hielt sie für eine höher begabte Natur und redete sich dadurch über die Unzuträglichkeiten ihres Herkommens hinweg; ja, im Gefühle dieser steigerte er noch seine Bewunderung für ihr Genie, und machte dies vor sich und Andern größer. Annette behandelte mich mit ausnehmender Huldigung. Aber sie brachte diese Huldigung gern bei jeder Gelegenheit zu Tage, oder vielmehr sie schmückte sich auch damit. Am stillen unbemerkten Besitz, an lautlos gehegter Empfindung schien sie sich nicht erfreuen und genügen zu können. Sie wollte immer, daß Andere mitgenießen, mit

an ihren Talenten und an ihren Betrachtungen sich erfreuen, wie sie auch immer wollte, daß man bei ihr speisen solle; und that man's, so ließ sie keine Ruhe, bis man die Speisen, die sie trefflich zu bereiten verstand, laut lobte. Sie sang mit mächtiger Stimme, sie zeichnete mit entschiedenem Talent; aber Alles das sollte stets gekannt und behuldigt werden.

Geraume Zeit nannte sie mich immer „Patriarch", bis ich mir das ausdrücklich verbat. Aber andere schöngeistige Buchworte mußte ich mir gefallen lassen. Sie war kinderlos und saß oft Tage lang in der abgeschlossenen Gallerie des Abgeordnetenhauses und ließ nicht ab, mir zuzunicken, bis ich ihren Gruß erwiderte.

Es war eine Abendgesellschaft bei Bertha. Die Frau des Domänendirektors, eine schöne Erscheinung, schlank und biegsam von Gestalt, majestätischer Haltung und dabei doch kindlich, sang mit frischer Stimme viele schöne Lieder und war so unbefangen hingegeben, daß sie, jeglicher Aufforderung Folge leistend, immer wieder Neues sang.

Ich hatte sie gekannt, als sie noch Mädchen war, die Tochter des Oberförsters, sie hatte in

ihrem Wesen etwas von der Waldesfrische ihrer Kindheit bewahrt; aber sie war immer ehrgeizig und nach den Genüssen der Stadt lechzend, wo sie mehrere Jahre in der Erziehungsanstalt gewesen war, die unter dem Protektorat der regierenden Fürstin steht.

Bei einer öffentlichen Prüfung hatte nach dem Gesang die Fürstin sie ausgezeichnet, und ich glaube, daß von da an ihr Verlangen nach glänzendem Leben aufging.

Sie hatte Freude am Putz, und nun hatte sie den Domänendirektor, einen ebenso trockenen, als eingebildeten Gesellen geheirathet.

Sie war in der Ehe nicht glücklich, und jetzt sang sie Liebeslieder voll innigster Gluth, voll Jauchzen und Weinen.

Ich dachte darüber nach, wie das nur möglich sei; da setzte sich Annette zu mir und sagte leise: „Erklären Sie mir doch, wie kann diese Frau solche Lieder singen und dann aus der Gesellschaft mit ihrem widerwärtigen Mann heimfahren? Ich könnte nicht mehr singen, wenn ich einen solchen Mann hätte. Ich kann mir nicht denken, daß sie je geliebt hat, und all das Singen von Liebeslust und Liebes-

leid ist ihr nur gesellschaftliche, dichterische und musikalische Convenienz. Aber woher hat sie diesen Empfindungsnachdruck? Wenn sie das Alles wirklich empfände, müßte sie auf der Heimfahrt sterben oder wahnsinnig werden."

An diesem Abend gewann ich Annette zum ersten Mal lieb. Sie übersteigerte das, was sich in mir bewegte; aber es zeigte doch, daß sie ein wahrhaftiges Herz hat. Sie kann die Kunst und ihre Uebung nicht vom Leben trennen.

Bertha theilte die Briefe der Mutter ihrer Freundin mit, und diese faßte eine schwärmerische Liebe zu Martella. Sie fragte oft, ob sie nicht auch etwas für das Köhlerkind thun könne.

Sie konnte bös werden, wenn man sich nicht von ihr beschenken ließ. Es gibt Formen, unter denen selbst eine Tugend abstoßend erscheint. Annette litt — ich kann's nicht anders sagen — an der Helfsucht.

Meine Frau schrieb, Martella sei wie eine frische und reichsprudelnde Quelle, die nur der Fassung bedürfe, um zum labenden Brunnen zu werden, aber man müsse in dieser Arbeit sehr vorsichtig sein; denn durch unbedachtes Nachgraben oder Umleiten könne man die Quelle verschütten.

Meine Frau berichtete weiter, daß Ernst wieder zu kurzem Besuche daheim gewesen. Er war sehr nachdenklich und betonte mit einem offenbaren Vorwurfe, daß Martella so blaß aussehe. Er billige die Bildung, die man ihr gebe, aber man müsse ihre Frische und Naturkraft dabei bewahren. Er hatte auch den Plan, sich bei dem Förster Rautenkron aufzuhalten, mit ihm praktische Uebungen zu machen und dort in der Einsamkeit fleißig zu studiren.

Meine Frau that entschieden Einsprache dagegen. Sie behauptete, wenn man den rechten Willen habe, könne man in jeder Lage seine pflichtmäßige Arbeit vollführen und zudem sei es weder für Ernst, noch für Martella gut, wenn sie jetzt einander so oft sehen.

Martella stimmte dem bei, und meine Frau konnte nicht genug rühmen, wie Martella in all ihrem Thun und in all ihren Bewegungen eine wahrhaft erquickende Sanftheit und Rücksichtnahme auf Andere gewänne. Während sie sonst Alles polternd that und bei jedem Schritt derb auftrat, habe sie jetzt etwas Geschmeidiges und leise Schwebendes, eine geräuschlose Bestimmtheit in der Art, wie sie

Alles anfasse und absetze. Sie stehe Morgens früh auf, kleide sich unhörbar an und meine Frau stelle sich oft noch schlafend, um Martella in ihrem leisen Thun zu befestigen.

Als ich am Abend, nachdem wir viel von Martella gesprochen, in mein Zimmer kam, bemerkte ich zum ersten Mal eine colorirte Lithographie, die in meinem Zimmer hing; sie stellte eine vor Jahren berühmte Tänzerin dar, in einer kühnen Stellung, mit langem aufgelöstem Haar, und mich überfiel ein plötzlicher Schreck.

Das Bild hatte eine wundersame Aehnlichkeit mit Martella. Oder ist es nur eine innere Täuschung, weil wir heute Abend so viel an das Kind gedacht?

Ich war so beunruhigt, daß ich das bereits gelöschte Licht wieder anzündete und das Bild nochmals betrachtete. Die Aehnlichkeit schien mir jetzt verschwunden.

Zwölftes Kapitel.

Gegen Ende November schrieb meine Frau, Ernst sei wieder da gewesen und habe nach mehreren Stunden wie zufällig hingeworfen, daß er sein Forstexamen bestanden. Als Mutter und Braut ihre Freude darüber kundgaben, erklärte er, er habe das Examen nur gemacht, um uns und dem ganzen Bekanntenkreise zu zeigen, daß er etwas gelernt habe; er sei aber nicht dazu da, sich hinstellen zu lassen, wo es dem Staate beliebt; er wandere im Frühling mit Martella aus nach Amerika, er habe mit Funk einen Ueberfahrtsvertrag schon so gut wie abgeschlossen.

Als er Martella fragte, warum sie nichts dazu sage, erwiederte sie: „Du weißt, ich gehe mit dir bis an's Ende der Welt; aber wir sind nicht allein für uns. Wenn wir gehen, müssen deine Eltern

und Geschwister uns den Segen auf den Weg geben."

„Das werden sie."

„Ich glaub's auch. Aber schau Ernst, wir sind noch jung und ich habe erst zu leben angefangen. Mach' nicht dein grimmig Gesicht! Da bist du gar nicht so schön wie du bist. Jetzt, ich mein', du müßtest wissen, was ich dir noch zu sagen habe aus Herzensgrund, und das ist fest."

„Ich weiß es nicht. Ich kenn' dich oft nicht mehr."

„Du kennst mich, und es thut mir weh, daß ich dir's erst sagen muß."

„Was denn? Was denn? Du bist jetzt so bedenksam."

„Ich bin froh, wenn du mir das Lob gibst, ich hab's nöthig. Aber ich weiß im Voraus, daß du mir Recht gibst zu dem, was ich sag'.

Schau Ernst, ich will von allem Andern nicht reden, aber ich hab' bei der Mutter viel Gutes angefangen, das kann man nicht so halb gar stehen lassen und auf und davon. Du hast dein Examen bestanden. Laß mich's auch bestehen! Deine Mutter muß mich zum Gesellen sprechen, nachher kann ich

mit dir wandern. Und zwei lustige Wanderer wollen wir sein, und wir haben gute Wegzehrung. Nicht wahr, du läßt mich noch eine gute Zeit da? —

So ist's gut, daß du lachst und mir Recht gibst. Wenn du mir nicht Recht gegeben, ich hätte dir keine Ruhe gelassen; denn davon gehe ich nicht ab.

Ich schlaf' jetzt im Himmelbett neben deiner Mutter. Ja, das ist das rechte Himmelbett, das verläßt man nicht so schnell. Und, wie gesagt, ich hab' jetzt eben erst zu leben angefangen."

Ernst sah meine Frau an. Widerspruch und Stolz schienen in ihm zu kämpfen. Als Martella das Zimmer verließ und meine Frau den Sohn ermahnte, im Lande zu bleiben und uns das Glück zu gönnen, solch eine Schwiegertochter vor Augen zu haben, rief er überwältigt: „Ja, ich bin stolz auf sie; ich muß sagen, das habe ich selber nicht erwartet. Wenn sie mir nur nicht über den Kopf wächst."

Meine Frau schrieb, sie habe wohl Einzelnes behalten, aber nicht Alles. Denn sie sei selber erstaunt gewesen über die Bedachtsamkeit und Tiefe des Kindes, und der maßvolle innige Ton, in dem Alles vorgebracht wurde, sei entzückend ge-

wesen wie die lieblichste Musik. Sie habe sich selber fragen müssen, ob denn das der Wildfang sei, der vor Dreivierteljahren in's Haus gekommen; denn überraschend schnell sei eingetreten, was sie erhofft habe: Martella sei in das bewußte menschliche Pflichtleben eingetreten.

Nichts sei beglückender, als wenn sich eine reine Folgerichtigkeit vollziehe.

So war denn Alles gut.

Ernst jagte mit dem Förster Rautenkron und brachte ihn sogar dazu, daß er uns einmal im Hause besuchte.

Rautenkron sprach wenig mit Martella. Er drückte seine schweren Augenbraunen immer tiefer herein und betrachtete das Kind forschend von der Seite. Das war so seine Gewohnheit jeder fremden Erscheinung gegenüber. Beim Abschiednehmen fragte er meine Frau, was wir von der Herkunft Martella's wüßten. Wir wußten nur, daß sie im Wald gefunden wurde, als sie vier Jahre alt war. Die alte Jägerlies' hatte sie aufgezogen, bis Ernst sie zu uns brachte. Martella hatte meinem Sohn Richard noch Einiges erzählt; aber er blieb dabei, daß er es uns nicht sagte.

Nach dem Weggang Rautenkrons sagte Martella: „Der sieht aus wie ein Igel, und ich glaub', der kann auch Mäuse fressen."

In dem letzten Briefe vor meiner Heimreise schrieb meine Frau, es zeige sich eine wunderliche Eigenheit Martella's.

Rothfuß war krank geworden und Martella, die ihm anhing als wäre sie sein leibliches Kind, konnte ihn nicht besuchen und pflegen. Sie hatte eine unüberwindliche Scheu vor Kranken. Sie sprach mit Rothfuß vor der Thüre, aber sie ging nicht in seine Kammer. Sie war voll Aerger über sich, aber sie konnte nicht anders.

„Ich kann nicht und ich kann's nicht; ich kann zu keinem Kranken," schrie sie immer.

Er bat sie, ihm nur Wein zu verschaffen, von dem rothen aus der Glashütte, der mache ihn gesund. Wie es Rothfuß ein wahres Vergnügen war, die Beamten zu betrügen, so war es ihm auch eine Lust, den Arzt zu betrügen.

Martella war mit ihm einverstanden. Sie verschaffte ihm den Wein aus der Glashütte, und er besserte sich von da an allerdings.

Die Hinlenkung meiner Gedanken auf das Leben

daheim erfrischte mich oft. Inmitten der schwierigen politischen Fragen und des Kampfes gegen Polizeiwirthschaft war uns ein Concordat mit dem Papste zur Genehmigung vorgelegt, das durch allerlei Machinationen zu Stande gekommen war und die fein geknotetsten Fesseln enthielt. Ich war zum Referenten in der Sache ernannt, und nach heißem Kampfe gelang es uns, den Vertrag aufzuheben. Der Minister, der denselben geschlossen hatte, mußte fallen. Die Genossen ließen ihn sinken und retteten sich.

Funk gab in seinem Namen und im Namen zweier Genossen die Motivirung ab, warum er sich der Abstimmung enthalte. Sie verlangten vollkommene Freiheit für jegliche Kirche und Aufhebung jedes Aufsichtsrechtes von Seiten des Staates.

Es war die Rede davon, daß mein Sohn Richard, der Professor der Geschichte an der Universität war, zum Cultusminister ernannt werde.

Er hatte in dieser Angelegenheit eine sehr wirksame Schrift herausgegeben. Mein Schwiegersohn berichtete mir, daß er in Hofkreisen den Namen Richards habe nennen hören. Aber schon nach wenigen Tagen zeigte sich die Irrthümlichkeit des

Gerüchtes. Ein vortragender Rath im Ministerium erhielt die Ernennung.

Müde, schwer müde, aber doch auch gestärkt durch den glücklichen Erfolg, kehrte ich zu Weihnachten heim. Ich hatte das Gefühl, als ob ich in der Residenz gar nie geschlafen hätte; erst daheim war freies Aufathmen und wirkliche Ruhe.

Dreizehntes Kapitel.

Daheim fand ich Alles wohl bestellt. Nur Rothfuß kränkelte noch und durfte nicht aufstehen, aber er besserte sich bereits und er klagte nur über Langeweile und Durst.

Ich erinnere mich nicht fröhlicherer Weihnachten als jener im Winter 1865. Wir konnten in Ruhe an unsere Kinder denken. Wir wußten, wie sie lebten.

Von Ludwig kam, genau berechnet, am Weihnachtstage ein ausführlicher Brief. Auch Johanna schrieb, daß es ihrem Manne besser gehe.

Am Morgen vor dem Weihnachtsabend kam Ernst. Er trug einen Rehbock und jauchzte hellauf vor dem Hause. Da stand er und wartete, bis Martella ihm entgegen trat. Er streckte die Arme aus; sie aber sagte: „Komm herein in's Haus! drinnen geb' ich dir einen rechtschaffenen Kuß.“

Als ich Ernst beglückwünschte, daß er uns mit seinem Examen überrascht habe, sagte er: „Vater, dank' mir nicht! ich hab' nur Glück gehabt. Das, was sie eigentlich im Examen verlangen, weiß ich nicht recht, aber dafür Anderes. Ich bin aber doch durchgekommen."

War es eine Freude, Richard in seiner bedachtsamen Art reden zu hören, so war es wol noch mehr, Ernst in seiner eindringlichen, farbensatten Weise zu vernehmen. Sehr treffend sprach er über den unter den Forstmännern noch immer schwebenden Streit, ob die höchste Waldbodenrente oder der höchste Holzmassenertrag zu erstreben sei. Eine Zuversicht erhob sich in mir, daß dieser vielfach irregegangene Sohn noch ein schönes Leben für sich und Andere auferbauen werde.

Am Abend, als wir eben die Lichter anzünden wollten, kam der Professor, und Martella jubelte laut auf.

„Ich hab's gewußt, daß du dich so freust," sagte Richard, „und ich muß gestehen, ich komme gern zu meinen Eltern, aber dir zu lieb bin ich doch am meisten gekommen."

Richard beglückwünschte nun Ernst mit be=

sonderem Nachdruck zum bestandenen Examen und versprach, zur Hochzeit ein großes Gedicht zu fertigen.

Die Lichter strahlten hell, und Freude strahlte aus jedem Auge.

Der Professor hatte Bücher für Martella mitgebracht, aber er hatte es nicht gut getroffen; es waren auch Kinderbücher darunter, und diese legte Martella sofort still bei Seite.

Bertha hatte ein Kleid gesendet, Annette Pelzwerk hinzugefügt, und von Johanna war eine schön eingebundene Bibel angekommen.

„Ich sehe schon," sagte Martella, „es schneit lauter Gutes auf mich herunter. Laß schneien! Will's Gott, komm' ich auch einmal dazu, daß ich schenken kann. Aber jetzt lustig!" wendete sie sich zu Ernst. „Wenn wir im wilden Wald allein sein werden, wollen wir dran denken, wie's hier gewesen ist. Schau den Weihnachtsbaum! Der ist draußen gestanden und hat gefroren, und jetzt hat man ihn in die warme Stube gebracht und mit Lichtern und allerlei guten Gaben geschmückt, und so bin ich auch gewesen, draußen, vergessen; aber ich hab's besser. Der Baum ist todt, aber ich —"

Richard drückte mir still die Hand und sagte leise: „Beruft sie nur nicht. Laßt sie immer frei so sich ausreden. Der singende Vogel auf dem Baum fliegt davon, wenn er den Wanderer sieht, der ihn dankbar betrachtet.“

Martella zog ihr Pelzwerk an und streichelte es, dann zündete sie ein kleines Weihnachtsbäumchen an, daran große Kniestrümpfe hingen, die ersten, die sie gestrickt hatte.

„Komm mit!“ sagte sie zu Ernst, „wir gehen zu Rothfuß. Und komm du auch mit, Richard, und hilf singen!“

Mit dem brennenden Bäumchen in der Hand ging sie mit Ernst und Richard, das Lied von den heiligen drei Königen singend, nach der Kammer, wo Rothfuß lag.

„Ihr seid der erste Mensch,“ sagte sie zu Rothfuß, „dem ich was schenken kann. Freilich, ich hab's nur gestrickt. Die Wolle ist von der Meisterin, von der Mutter.“

„O du!“ rief Rothfuß, „kein Hexenmeister macht mehr als er kann. Unser Herrgott läßt dem Schaf die Wolle wachsen; aber scheeren und spinnen und zu einem Strumpf verstricken muß sie der Mensch.“

Als wir uns am andern Tag eben zu Tisch setzten, trat Rothfuß ein und rief: „Ein Sprüchwort und ein Wahrwort! Sie hat mich wieder auf den Strumpf gebracht, ich bin gesund.“ Und es war so.

Fröhlicherer Weihnachten, als in jenem Winter erinnere ich mich nicht. Es kamen keine mehr so; denn das Jahr darauf fehlte die Krone, fehlte sie.

Der Vater meiner Frau hatte, nachdem er sich von dem Lehramte zurückgezogen, daran gearbeitet, Goethe's Iphigenie in's Griechische zu übersetzen. Die Arbeit war unvollendet geblieben.

Jetzt brachte Richard zu Weihnachten der Mutter schöne Bilder zu jener Dichtung mit, und in dem Antikensaale in unserem Hause, wo die Abgüsse der besten griechischen und römischen Sculpturen aufgestellt waren, las Richard der Mutter vor.

Martella hatte immer eine Scheu vor dieser großen Stube, und als sie jetzt einmal hereingerufen wurde, schaute sie sich wie verloren um und ging mit kaum hörbarem Schritt wieder davon.

Die Mutter liebte die Kinder alle, aber sie war besonders glücklich mit Richard. Er war ihr der Erbe von ihres Vaters unvollendetem Wirken, und

wenn er da war, fühlte sie sich immer in eine höhere Region gehoben. Richard war eine durch und durch vornehme Natur und in jedem Tone maßvoll.

Die Mutter las wiederholt den Brief Ludwigs und sagte:

„Die Freidenker können das nicht machen, daß man wie heute weiß, an einem bestimmten Abend, zu einer bestimmten Stunde sind alle Menschen, die man kennt, in gleicher Empfindung vereint. Glaubst du, Richard, daß ihr Philosophen ein Aehnliches als vollen Ersatz zu Wege bringen könnt?"

Richard verneinte, sagte aber, daß die Weiheformen des höhern Geistes sich immer ändern und erneuern müssen, und wie die Kirche den alten heidnischen Festen einen neuen Inhalt gegeben, so könne auch eine künftige Religionsform das Gleiche thun.

Mit einem Blick auf die wieder eingetretene Martella bat indeß die Mutter, die Erörterung nicht weiter zu führen, und so waren wir wohlgemuth beisammen, und Richard war besonders glücklich, daß er in der letzten brennenden Frage mit mir gemeinsam gewirkt hatte. Er sah indeß

trübe in die Zukunft des Vaterlandes. Er glaubte an ein falsches Spiel der Großmächte, die nur zum Scheine einander bekämpften, um die Kleinstaaten als Beute zu theilen. Er sah einen angelegten Plan, das übrige Deutschland zwischen Preußen und Oesterreich zu theilen. Auch ich hatte schwere Gedanken, konnte mir aber kein Bild machen von dem, was werden soll. Nur das war offenbar: unser jetziger Zustand konnte so nicht bleiben. Einstweilen warteten wir auf die Neujahrsrede Napoleons. Die wird der Welt verkünden, was aus ihr werden soll.

Im Vollgefühl unseres Familienglücks vergaßen wir eine Weile diese Erniedrigung und die Zerfahrenheit im Innern, die uns immer fragen ließ: Wem wirst du angehören?

Es ist eine bittere Bängniß, wenn man sich sagen muß: du und dein Land, ihr könnt morgen Dem oder Dem zugetheilt werden.

Vierzehntes Kapitel.

Ich hatte gute, ruhige Tage, um mich wieder daheim einzuleben.

So oft ich vom Landtag heimkehrte, kam ich wie aus einer fremden Welt. Ich wirkte dort auch für meinen nächsten Kreis, aber das Einzelne war mir entrückt. Und viele Tage war mir's immer, als müßte ich Morgens die Drucksachen des Landtags in Empfang nehmen.

Ich fand zunächst die Angelegenheiten der Dorfgemeinde in gutem Stand und Fortgang.

Jetzt ist der einzige Zeitpunkt, wo ich noch davon reden kann, jetzt, wo ich meine Kinder noch bei mir habe und meine Frau noch. . . Ich habe mir einen frischen Anstoß geben müssen. Ich habe hinausgeschaut über die Berge in den dunkeln Wald, den ich selbst gepflanzt, oder eigentlich sie, und hinauf

zum Himmel. Dort glänzen die Sterne und man sagt, daß Licht zu uns dringt von Sternen, die bereits untergegangen. So soll, was ich von Licht hatte, erst zu euch kommen, wenn ich nicht mehr bin. Und nun — weiter!

Ich bin dreiundzwanzig Jahre Bürgermeister gewesen, habe meine Gemeinde in die Höhe gebracht, vor Allem — und das ist die Hauptsache — ich habe ihr Kredit verschafft. Dazu mußte ich hart und streng sein bei Betreibung einer Einklage. Jetzt ist es bereits so weit, daß die Basler Herren bedauern, in unserer Gemeinde keine Hypotheken mehr zu haben.

Die beiden Hauptdinge glaube ich erwirkt zu haben, Kredit und gutes Wasser.

Wie der Kredit der Grundbestand der ökonomischen Gesundheit ist, so das Wasser der physischen.

Ich habe Reutberge in Wald verwandelt. Es sind zweiunddreißig Jahre her, ich war damals der jüngste Gemeinderath; da brachte ich es mit meinem Vetter Linker zu Stande, daß auf der ehemaligen Schafweide ein Gemeindewald angepflanzt wurde, der heuer schon jedem Bürger eine mäßige Gemeinde-

nutzung einbringt, die sich von Jahr zu Jahr steigert.

Mein Vetter Linker war bei der Buchhalterei in der Glashütte drunten im Thal angestellt gewesen. Er heirathete die reichste Bauerntochter hier im Dorfe und wurde ein musterhafter Landwirth.

Ich habe viel von ihm gelernt. Im eigentlichen Geschäftsleben habe ich es ihm nie gleichthun können; denn er war viel gewitzigter, das heißt mißtrauischer als ich.

Wir haben bis vor fünf Jahren gemeinschaftlich einen schwunghaften Holzhandel betrieben. Wir haben die erste große Sägemühle mit drei Schneiden nach der neuen Mechanik im Thale angelegt und haben das Langholz verbrettert. Ich habe aber auch eine Sägemühle für die Gemeinde gebaut, die auf Gemeindekosten arbeitet, und auf der jeder kleine Mann sein Holz schneiden läßt.

Als die Anlegung der Festung in unserer Nähe vom Bundestage beschlossen wurde, beglückwünschten uns unsere Geschäftsfreunde vom Rhein. Denn in einer Festung mit ihrem großen Holzbedarf lassen sich gewinnreiche Geschäfte machen, und hier — ich muß es gestehen — hier liegt ein Punkt, den ich

gern aus meinem Leben heraus hätte; aber wer geht ganz rein, ohne ein Stück Verderb durch die Welt? Vetter Linker machte große Geschäfte und sie gingen auf unsern gemeinschaftlichen Namen. Ich habe bei den geheimen Abmachungen freilich nicht mitgewirkt, aber ich habe es doch geschehen lassen; denn er hielt mir immer vor — ja, ich muß das Wort hierher setzen —: Du bist ein Tugendbold! So wie Du kommt man nicht durch die Welt.

Joseph, der einzige Sohn meines Vetters, der so alt ist wie Ludwig, hatte meine Tochter Martina geheirathet, die leider nach der Geburt des ersten Kindes starb. Ihr Sohn Julius ist Forstzögling. Joseph hat wieder geheirathet, aber er hängt noch treu an mir und an den Meinen, und auch seine zweite Frau und ihre drei Töchter sind uns herzlich zugehörig.

Joseph ist jetzt Bürgermeister — ich hoffe, er tritt auch einmal in meine Stelle als Abgeordneter —, er arbeitet unverdrossen für das Gemeinwohl und hat es besser als ich zu meiner Zeit; denn jetzt sind mehr brave Bürgermeister in der Nachbarschaft, und erst wenn das der Fall, läßt sich das Richtige in's Werk setzen.

Joseph hatte diesen Winter in Gemeinschaft mit Brauneck, unserm Nachbardorfe drüben, einen Weg durch den Gemeindewald schlagen und herrichten lassen, und was von Stämmen in den Weg fiel, zahlte das zweifache des Taglohns, und was noch zuwächst, hat doppelten Werth, weil es leicht in's Thal verbracht werden kann.

Joseph hat von meinem Vetter auch den zähen und gewandten Handelsgeist geerbt. Hunderte von Stämmchen, aufgeputzt zu Weihnachtsbäumen, hat er vor dem Feste nach der Eisenbahn bringen und von dort nach dem Unterland verladen lassen. Ich habe zu dem Weg auch das Meinige beigesteuert; denn er führt hart an meinem Jungwald im Steinmäuerle vorüber und ist mir von besonderm Nutzen. Ich denke aber nicht daran, den Wald zu schlagen. Die Rothtannen können noch gut zwanzig Jahre wachsen, und wenn es nicht zu empfindsam wäre, so möchte ich wünschen, daß dieser Wald ewig grünen bliebe, denn es ist ihr Wald . . .

Ein Windbruch hat im Frühling darauf die besonders gediehenen Stämme am Fuchseck niedergerissen, und aus den ersten Brettern wurde ein Sarg gezimmert . . .

Doch ich will der Ordnung nach erzählen.

Es war im dritten Jahre unserer Ehe, ich kam des Abends heim mit einer großen Fuhre junger Rothtannenpflänzlinge. Ich saß mit meiner Frau am Abend auf dem Erker unseres Hauses und sprach davon, daß ich die fünfjährigen Setzlinge auf dem Kahlhieb am Steinmäuerle anpflanzen wolle und dazu gesunde Pflanzen gewählt habe, bei denen die Wurzel im richtigen Verhältniß zur Krone steht; wie schwer es aber sei, rechtschaffene Kulturarbeiter zu gewinnen, die die Sache ordnungsmäßig vollziehen.

Meine Frau ließ mich ruhig darlegen, daß man die seitlichen Wurzeln in ihre naturgemäße Lage bringen, den Grund locker aufschütten, ihn leicht eindrücken, aber nicht niederstampfen muß, damit die Wurzel ihre Lage behalte und leicht zu ihrer Nahrung komme; denn wenn man den Grund andrückt, bilden sich Knollen, in denen die Wurzel schimmelt.

„Laß mir diese Arbeit!“ sagte sie dann. „Es ist gut, daß man die Waldbäume nicht so pflegen muß, wie eine Jahrespflanze oder einen Obstbaum. Die rauhe Natur sorgt für sich selber. Aber die

Pflänzlinge mit Sorgfalt und Bedacht einsetzen, das wird mir eine Freude sein."

„Es ist aber auch mühsam."

„Das weiß ich. Aber ich kann dies eine Mal etwas für den Wald thun, der uns den Segen bringt."

Ich willigte mit Freuden ein, und der Wald am Steinmäuerle ist allerdings unser bestgediehener.

Als die Kinder heranwuchsen, wußte meine Frau das Bäumesetzen zum Feste zu machen. Richard und Johanna hatten diese Arbeit bald überdrüssig, aber Bertha, Ludwig, Martina und später auch Ernst waren dabei voll Eifer und hatten eine besondere Liebe zu den selbstgepflanzten Bäumen.

Meine Frau kannte den Wald so gut wie der Bannwart, und als der neue Weg durch den Wald angelegt wurde, ging sie hinaus und zeigte Joseph, daß da droben eine thaufrische Quelle nutzlos versickerte, während wir im Dorfe, zumal im Hochsommer, oft Noth an gutem Trinkwasser litten. Sie brachte es dahin, daß die Quelle in den Wegrain geleitet wurde und dem Dorfe zu, so daß wir nun durch sie einen der besten Brunnen haben, der selbst in diesem heißen Sommer sich gleichblieb an Fülle und Frische.

Der Brunnen heißt bis auf den heutigen Tag der „Gustabrunnen".

Jedes Jahr zum Geburtstage meiner Frau wurde dieser Brunnen von der Dorfjugend in der Nacht bekränzt.

Sie lebte mit den Wäldern, die sie gepflanzt hatte. Ohne eine Spur von Sentimentalität, ich meine übertriebener Empfindsamkeit, empfand sie Sonnenschein und Regen, Nebel und Schnee auch für die großen Pflanzungen draußen, und neben vielem Anderen gab auch das ihrem Dasein eine Gehobenheit und Naturstetigkeit zugleich. Ich kann nicht sagen, wie mich das Rauschen des Waldes am Steinmäuerle oft bewegte, zumal in den letzten Jahren.

Jetzt am Weihnachtsnachmittag konnten wir im Schlitten bis zu diesem Walde fahren und ein gut Stück an demselben vorbei bis zum Nachbardorfe.

Martella erzählte, daß sie auch Tausende von Roth- und Weiß-Tannen gepflanzt, aber ihr gehöre kein Baum zu eigen.

In die schneebedeckte Pflanzung hinein rief sie: „Du Wald, ruf einmal Mutter!"

„Mutter!“ antwortete das Echo weit hinaus. „Und jetzt ruf: Waldfried!“

„Waldfried!“ tönte es wieder. Froh und frisch kehrten wir wieder heim. Ernst blieb bis zum Neujahrstage, und die ganze Munterkeit seiner Natur trat jetzt wieder heraus.

Ich glaube, daß Ernst mit Freude, aber auch mit einer gewissen Eifersucht sah, wie Martella an den Lippen Richards hing, wenn er Alles, was man besprach, so klar und ruhig darlegte, daß es der einfachste Menschenverstand fassen konnte, und mehr als gewöhnlich trat auch er mit seinen Anschauungen heraus. Ich glaube nicht, daß ich irre, wenn ich in dem Blicke Ernsts, der dann manchmal auf Martella gerichtet war, den Ausdruck sah: „Ja, merke dir! ich weiß das Alles auch, ich sag's nur nicht immer.“

„Ich hab's gar nicht gewußt, daß du so schön reden kannst,“ sagte Martella einmal.

Wir hatten aber auch heiße Kämpfe.

Ich mußte meinen Glauben an das Volk meinen Söhnen gegenüber hart vertheidigen.

Ernst und Richard, die sonst selten einig waren, stimmten jetzt mit einander überein in Geringschätzung des Volkes.

Ernst verachtete die Bauern und sagte, er würde keinem die freie Verfügung über den Wald anvertrauen, sie würden die Wälder rücksichtslos verwüsten, wenn sie dürften; Richard nahm hiervon gern den Beweis, daß man das Volk immerdar werde lehren müssen, was es zu seinem Heil zu thun und zu lassen habe.

Er verbreitete sich ausführlich über jenen herben Satz: terrent nisi metuant. Die Volksmasse ist fürchterlich, wenn sie nicht fürchtet. Er hatte aus seiner Berufswissenschaft, der Geschichte, überwältigende Beispiele, daß das Volk immer stramm regiert werden müsse.

Joseph saß bei den Gesprächen der Brüder immer still aufmerksam da. Er hörte gern, was die höher studirten Leute sagten. Er mischte sich nie in Allgemeinheiten. Nur als man davon sprach, was wol der Weltbeherrscher Napoleon in seiner Neujahrsrede offenbaren werde, gab er seinem Ingrimm scharfe Worte.

Künftige Zeiten werden es kaum mehr begreifen. Da waren Männer in einem wohlgestellten Hause auf der Waldeshöhe beisammen, und ein nicht zu bannender Fragegeist saß stets

mit ihnen zu Tische und goß Wermuth in den Wein.

Es gab keine volle Festesfreude, keine Sorglosigkeit mehr. Wird der Kaiser der Franzosen uns nicht morgen die Flaschen an den Kopf werfen? Was wird er thun, um seine Dynastie zu befestigen und um das theatralische Gelüste seines Volkes zu befriedigen? Alle Welt war schreckhaft; Alles war krankhaft aufgeregt und, wie Ernst sagte, hündisch aufpassend auf den zugeworfenen Brocken des großen Pariser Spielpächters und — Richard schnitt ihm das weitere Wort ab.

In Richard war das Formgefühl stark entwickelt und er war stets mäßig in seinen Worten, Ernst leicht übermäßig; dann mußte er, überführt, nachgeben.

Richard, der den Spätling Ernst während der Gymnasialzeit bei sich gehabt hatte, betrachtete sich diesem jüngsten Bruder gegenüber noch immer als eine Art Lehrer und Führer, und er schien es nicht recht fassen zu wollen, daß der Junge so selbständig war, sich eine Braut zu holen und unter solch ungewöhnlichen Umständen.

Richard gestand offen, daß er Carriere machen wollte. Er sagte: „Meine Zeit wird kommen, freilich

vielleicht erst, wenn ich graue Haare habe, oder auch gar keine mehr; aber ich werde mir auch durch keine Liebe meine Carriere verderben lassen. Ich heirathe nicht, oder nur in gute fördersame Verhältnisse hinein."

Ich hatte mich drein gefunden, die Söhne in ihrer Anschauung gewähren zu lassen. Ich galt Jedem von ihnen als ein Idealist, wenn auch Jedem in besonderer Weise.

Ich denke gern an die Stelle in der Lebensbeschreibung Lykurgs bei Plutarch. Da singen die Greise: „Wir waren einst wehrgewaltige Jünglinge," und die reifen Männer singen: „Wir aber sind es." Die Knaben aber singen: „Und wir werden noch viel stärker sein."

In der Welt, die eine ewig fortschreitende Entwickelung ist, muß das neue Geschlecht andere Fähigkeiten herausbilden und einsetzen. Es ist uns Alten schwer, sie für bessere zu halten, sie sind es aber und müssen es sein.

Wenn Richard mit mir allein war, sprach er seine volle Freude über das Wesen des jüngsten Bruders aus, und da die Zeitung eben in jenen Tagen die Aufforderung für eine deutsche Nordpol=

fahrt brachte, hätte Richard gern seinen jüngsten Bruder zur Theilnahme bestimmt; er behauptete, Ernst habe die Eigenschaften, die ihn zu einem bedeutenden Naturforscher, oder noch mehr zu einem Helden der Entdeckungsreisen ausstatteten, denn er besäße festen Muth, reiche Findigkeit, scharfe Sinne, habe Vielerlei gelernt und sehe Alles unbefangen.

Ernst dagegen war jugendlich ausgelassen wie in seiner ersten Studentenzeit. Er machte Alle im Hause beständig lachen, er sang und jodelte durch Haus und Hof, und sein besonderer Gönner, Rothfuß, sagte mir im Stall: „Ich hab's gewußt. Unser Ernst kann nicht verderben. Hören Sie, wie er singt? Ein Baum, auf dem ein Vogel nistet, dem kann das Ungeziefer nichts anhaben."

Fünfzehntes Kapitel.

Am Neujahrstage wurde in einer Zusammenkunft benachbarter Bürgermeister der Beschluß gefaßt, auf den Dreikönigstag eine allgemeine Wahlmännerversammlung nach der Amtsstadt zu berufen um Bericht über die letzte Landtagssitzung zu erstatten.

Ernst verließ uns am Neujahrstage; denn der Fürst und die Minister jagten in den nächsten Tagen im Reviere seines Oberförsters.

Martella sagte ihm beim Abschied: „Du kannst glücklich sein. Alle Wände haben dich fröhlich gehört und alle Menschen da drin denken gut an dich und ich —“

„Und du?“ sagte er.

„Ich denk nicht an dich, ich bin immer in dir.“

Es war ein heller, leise thauender Wintertag,

als ich mit Joseph und Richard nach der Amtsstadt fuhr. Richard wollte nach beendeter Versammlung zur Universität zurückkehren.

Rothfuß war wieder hergestellt, so daß er in seinen neuen Kniestrümpfen und in seinem Förstersrock auf dem Bock saß und die Schweißfuchsen regierte. Eine Theilnahme an einer Ehrenbezeugung, die mir gelten sollte, ließ er sich nicht entgehen, obgleich er die Menschen im Allgemeinen und die in unserer Gegend insbesondere tief verachtete.

Er wiederholte oft, sie seien es nicht werth, daß man drei Schritt weit für sie gehe. Er konnte es ihnen nie vergessen, daß sie die Häupter von 1848 nachmalen so sehr geschmäht hatten und daß ein Mann wie Ludwig — denn diesen lobte er doch am meisten — in die Fremde ziehen mußte, und Niemand mehr seiner gedachte, wie viel weniger Dessen, der für ihn sich hatte einsperren lassen.

Auf der Thalstraße klingelten die Schlitten. Rothfuß knallte mächtig mit der Karbatsche und fuhr Allen vor.

Da und dort von den Bergen herab kamen Schlitten. An den Wirthshäusern in den Dörfern

hielten angespannte Fuhrwerke; aus den Fenstern, auf der Straße, überall wurde ehrerbietig gegrüßt und manchmal sogar Hoch gerufen.

Rothfuß dankte mit noch mächtigerem Knallen.

Bisweilen schaute er nach mir, um meine Freude zu sehen; aber einmal sagte er zu Richard: „Herr Professor, glaub du mir, wenn das Wetter umschlägt, dann gefriert Allen da das Hoch im Maul ein. Wir haben's ja erlebt von dazumal."

Ich aber muß sagen, mir war's im Herzen tief wohl und warm. Es gibt kein schöneres Heimathsgefühl, als sich sagen zu können: ich lebe unter meinen Wählern, ich thue gradaus meine Pflicht, und ohne daß ich darum bitte, rufen mich meine Mitbürger, ihre Interessen im Rathe des ganzen Volkes zu vertreten, Kündiger ihrer Wünsche und Absichten für das große Ganze zu sein.

Belebend ist der Athem des Waldes, aber dieß ist ein Waldesduft eigener Art. Wer das in sogenannter Bescheidenheit ablehnt, oder gar sagt: mir ist die Meinung meiner Mitbürger gleichgiltig, der lügt. Ich gestehe offen, ich höre es gern, daß Andere gut und vielleicht noch besser von mir denken, als ich selber von mir denke.

Freilich, da begegnete mir der Förster Rautenkron, der scheint meine Anschauung zu widerlegen, er hält das Achten auf Ehre für die schlimmste Abhängigkeit.

Ich kam in die Versammlung. Ich trug meinen Bericht so ruhig und sachlich als nur irgend möglich vor. Unser Volk muß lernen, daß das Staatsleben nicht zu schönen Reden da ist. In der vordersten Reihe saß Funk und hatte seine beiden Haupthenkel rechts und links. Der Eine war der sogenannte Schweizer-Schmalz, ein großprotziger Bauer, der sich etwas darauf einbildete, gegen die Herren, als die ihm alle studirten und in Staatsämtern stehenden Menschen erschienen, aufzutrumpfen.

Der Mann begnügt sich aber nicht mit so schmalem Raum, ich muß ihm breiteren Platz geben.

Es war einer von jenen Männern, die, wenn es ihnen wohl geht, vor Allem immerfort essen und trinken und gut essen und gut trinken, so daß sie die silbernen Knöpfe an der rothen Weste über dem dicken Bauche meistens offen halten.

Er hieß mit Namen Schmalz, wurde aber der Schweizer-Schmalz genannt, denn er hatte einmal gesagt und wiederholte das dann oft: „Ich

seh' nicht ein, warum wir weniger sein sollen, als unsere Nachbarn, die Schweizer."

Er haßte die Preußen, zuerst und überhaupt, weil man die Preußen hassen muß, das ist erster Glaubensartikel im Katechismus der Volksblätter, und da darf man auch nicht Warum fragen, wie beim Katechismus; dann aber, weil sie so unverschämt waren, hochdeutsch zu reden — und schließlich wußte er auch, daß man es höheren Ortes gerne hörte, wenn man auf die Preußen schimpfte.

Er suchte durch Prahlereien alle Welt zu ärgern und eigentlich ärgerte er sich doch, daß alle Welt sich nur darüber vergnügte. Er nennt Alles nur im Diminutiv und spielt dabei mit den Kronenthalern in seiner Hosentasche. Alle Menschen sind ihm „kleine Lütle." „Sind mer z'licht, die Lütle" ist sein Hauptspruch.

Funk pflegte diese Großthuerei und zog sie noch größer.

Der zweite Genosse Funks war ein Advokat von äußerstem Radikalismus. Funk that stets, als wäre er ihr Diener, doch war er, wie er selber gern sagte, ihr Bärenführer.

In vertraulichen Stunden erklärte er immer:

„Das Volk ist eigentlich ein dummer Bär. Schmiede ihm einen Ring durch die Nase, und du kannst ihn führen wie ein zahmes Schaf, und der beste Nasenring ist die Kirche."

Eine lebhafte Verhandlung gab es über die gewünschte Fortführung der Zweigbahn durch das Thal in's Nachbarland. Ich erklärte, daß ich nicht dafür eintrete, da sich keine Privatgesellschaft ohne Zinsengarantie finde und ich für den Aufwand kein entsprechendes Erträgniß sehe, um nicht mit unsern Mitteln, sondern mit Staatsgeld den Bau auszuführen.

Das kühlte die Theilnahme für meine Thätigkeit stark ab, und der Dank, der mir zuletzt ausgesprochen wurde, fand nur dürftigen Anklang.

Als ich die Tribüne verlassen wollte, hörte ich, wie Funk zu dem bei ihm sitzenden Schweizer-Schmalz sagte: „Gib Laut! das ist deine Sache."

Der Schweizer-Schmalz fragte mich nun, warum ich für Ablösung der Waldrechte, das heißt des Einsammelns von Moos und Reisig zur Stallstreu gestimmt habe. Ihm selber könne dieß gleichgültig sein, er habe auf seinen Feldern Stroh genug; aber die minderen und kleineren Leute könnten das nicht entbehren.

Es entstand lautes allgemeines Gespräch unter den Versammelten; Alle sagten, das könne man nicht zugeben.

Ich konnte lange nicht zu Wort kommen, bis ich endlich erklärte, daß die Gesammtheit ein Recht auf den Waldbestand habe und wie nöthig es sei, andere Mittel zu finden ohne Zerstörung des Waldes.

Als ich darauf hinwies, daß wir eigentlich unsern Wald nicht gebührlich schützen und fördern können, so lange wir nicht ein Reichsforstgesetz haben, da die traurigen Landesgrenzen mitten durch unsere Wälder gehen, hörte ich rufen: „Ja freilich! er hat Waldungen hüben und drüben," und der Schweizer-Schmalz lachte laut und hielt sich den Bauch und rief: „Was wollen die paar Stämmle heißen, die das Mannle da oben hat?"

Ich verließ die Tribüne mit dem Gefühl, daß ich meine Wähler nicht überzeugt hatte.

Beim Festmahle ging es indeß wieder lebhaft her. Der Kreisdirektor, Herr von Rontheim, hatte sich auch zur Versammlung eingefunden. Er hatte Muth genug, sich zur Opposition zu bekennen, in die er eigentlich wider seinen Willen gekommen war. Es war ein Mann von altem Adel, aber ver-

mögenslos. Er schien dazu geschaffen und wurde dazu erzogen, mit seiner stattlichen Figur Kammerherr bei Hofe zu sein. Jetzt sollte er Beamter sein und arbeiten. Er that's mit Anstand, pünktlich, aber doch nur, wie wenn es eine Hofanordnung wäre, die er auszuführen hat. Nun hatte er sich — für seine Hofstellung allerdings unbesonnener Weise — mit besonderem Nachdruck dem vorigen etwas liberal gefärbten Ministerium angeschlossen und wurde bei dessen Sturz plötzlich in die Kreisstadt versetzt, wo er mit seiner Familie nicht nur in Verbannung, sondern auch in eine Amtspflicht gewiesen wurde, der er nur schwer genügen konnte; denn er war mehr zum Repräsentanten bei Hofe, als zu mühseliger Kanzleiarbeit vorgebildet.

Rontheim saß neben mir und vertraute mir, daß der Sturz des einen Ministers, der zum Bundesgesandten ernannt war, bald auch den der anderen nach sich ziehe.

Er sprach so, als ob er bereits Kunde habe und nur ausproben wolle, wie weit auch ich unterrichtet sei. Die Finte war aber zu offenbar; er wußte ebensowenig als ich. Er behauptete im weitern Verlauf, die deutschen Kleinstaaten hätten —

wie ich das auch in meiner Berichterstattung leise angedeutet habe — nur dadurch ein Recht des Bestandes, daß sie nicht sowohl liberaler, als vielmehr in's Einzelne besorgter sein können, als die Großstaaten.

Nicht wenig überrascht war ich, als er mir im strengsten Vertrauen mittheilte, man spreche bei Hofe — er hatte da noch viele Vettern und Basen — mit besonderer Werthschätzung von mir, und er habe in diskreter Weise einmal über meine Persönlichkeit und Familie Auskunft geben müssen, die, wie er wisse, unmittelbar an den Fürsten gelangte. Er sei überzeugt, daß bei einer nächsten starken Wendung nicht meinem Sohne Richard, sondern mir ein höchster Posten zugedacht sei, und er werde auch mein heutiges Verhalten entsprechenden Ortes berichten. Er erkenne vollkommen den Muth, der Volksgunst entgegen zu treten.

Der Mann that vertraulicher zu mir als je und deutete mir an, daß er sich meiner Gunst versichert halte.

Ich hatte ihm nie Veranlassung gegeben, mich zu necken, und als ich erwiderte, daß mir alles das höchst verwunderlich sei und ich Nichts darauf zu antworten wisse, gab er mir zu verstehen, daß er meine Zurückhaltung vollkommen würdige.

Fast noch überraschter war ich aber über eine andere Mittheilung.

Mein Sohn Ernst war vor Kurzem bei der Kreisdirektion gewesen, hatte ein Gesuch zur Auswanderung nach Amerika vorgelegt und nach den weiteren Schritten zur raschen Erledigung der Sache gefragt.

Nun war Ernst noch zwei Jahre militärpflichtig, und seine Entlassung aus dem Staatsverbande konnte nur auf dem Gnadenwege bewirkt werden. Der Kreisdirektor setzte hinzu, daß dieses für mich keine Schwierigkeit habe.

Mir war der ganze Vorgang räthselhaft.

Ernst hatte wol in einem Ansturm von Ungeduld diese Gewaltsamkeit vorgebracht. Ich wollte ihm das bei nächster Gelegenheit streng vorhalten. Das sind keine Dinge, die man hinterrücks ansetzt, um sie dann doch nur mit Hülfe des Vaters durchzuführen.

Ich muß sehr nachdenklich dreingesehen haben; denn es kamen mehrere altbewährte Genossen, um mich aufzuheitern und mir zu sagen, daß sie trotz meines offenen Widerspruchs doch treu zu mir hielten.

Ich möchte gern eine gute Zahl von Großbauern und Schultheißen hier anführen, die viel bedeutsamer sind, als der Schweizer-Schmalz und in denen sich die Markfäule unseres ländlichen Lebens darstellt; aber wenn ich sage, daß sie in öffentlichen Dingen gewissenhaft, in den häuslichen genau und ehrenhaltig sind, so ist Alles genannt.

Unter den Gästen war auch der sogenannte Friedenshauptmann, ein schlanker, immer wohlgekleideter, reicher, junger Holzhändler. Er hatte die Tochter des reichsten Sägemüllers im Thale geliebt, als er noch Offizier gewesen war. Der Sägemüller wollte seine Einwilligung zur Heirath nur geben, wenn der Oberlieutenant ihm schriftlich versprach, bei Ausbruch eines Krieges seinen Abschied zu nehmen. Das wollte der Oberlieutenant nicht, er nahm lieber sofort seinen Abschied und erhielt denselben mit dem Range eines Hauptmanns. Er arbeitete sich gut in das Geschäft ein, behielt aber immer etwas in seinem Behaben, als ob er eben erst die Uniform abgelegt.

Um das Staatsleben kümmerte er sich eigentlich nicht, das war ihm auch noch vom Soldatenstande verblieben, in welchem alle politische Theilnahme

verpönt war. Er kam zu dem Festmahle nur mir zu Ehren und weil ich doch auch der Schwiegervater eines aktiven Offiziers war. Der Hauptmann — er heißt mit Namen Rimminger — setzte sich ebenfalls zu mir.

Sechzehntes Kapitel.

Das Festmahl schien bereits zu Ende, die Gespräche waren laut lärmend, da hieß es plötzlich: „Ruhe! Der Herr Funk will sprechen.“ Ich muß bemerken, daß Funk nicht Wahlmann gewesen und in unserm Nachbarbezirk gewählt war. Funk trat auf die Erhöhung im Saal. Er betrat stets wie gezwungen die Tribüne, wußte dann aber durch hinreißenden Redestrom, wie durch keckenr Scherz jede aufgeregte oder widerwillige Versammlung beliebig zu lenken.

Auch heute begann er, daß es ihm eigentlich nicht zukomme, hier zu sprechen. Er sei nicht Wahlmann und wenn er mir Lob und Dank ausspreche, könne es fast scheinen, als ob er sein Gefühl für mich, dem er seine ganze Stellung zu verdanken habe, zum Gefühl der Versammlung machen wolle.

Er nannte mich dabei wiederholt den „verehrungswürdigen, edlen Altvater". Er donnerte gegen Diejenigen, die einem Erwählten ein Mißtrauensvotum geben möchten, weil er nach seiner redlichen Ueberzeugung und nicht nach der Ansicht dieser oder jener Wähler gestimmt habe.

Dann erging er sich in weite Ausführung zur Begründung seiner entgegengesetzten] Abstimmung. Er verstand es, die Reden Aller so wiederzugeben, als wenn sie seine eigenen wären. Er spielte kühn mit den Worten „freie Kirche im freien Staat." Er sagte auch mehrmals „Freistaat" und korrigirte, sich dann spöttisch zur großen Erlustigung vieler Zuhörer.

Während Funk so sprach, erbebte mir das Herz.

Ich habe es verdient, daß der Mann so dasteht und so spricht. Das ist meine Strafe. Ich habe einem Menschen zu Ansehen und Bedeutung verholfen, dem ich nicht ganz vertraute. Ich hörte eine Zeit lang gar nicht, was er sagte und wachte erst wieder auf, als er mich gegen den Vorwurf vertheidigte, ein Preuße zu sein.

„Und wenn's auch wäre, die Preußen sind ja

auch Deutsche. Wir müssen ihnen helfen, wir sind ihnen um ein Jahrhundert voraus."

Und jetzt lobte er mich wieder und sagte, was es heiße, daß ein Mann, der einen evangelischen Pfarrer und einen der ersten Adeligen des Landes zum Schwiegersohn habe, einen Sohn, der Professor sei und morgen Minister werden könne, daß ein solcher Mann ein Mädchen in's Haus genommen habe, das zu ihm gekommen sei — nackt und bloß.

Tolles Gelächter entstand bei diesem Worte und Funk rief:

„O, ihr Schelme! Ihr wißt wohl, daß ich damit nur gemeint habe, arm und ohne Familienanhang."

Er schilderte nun mich und meine Frau als die edelsten Menschen und kam wiederholt auf Martella zu sprechen.

Was wollte er nur, daß er Martella hier in die Versammlung hereinzerrte? Jetzt erst fiel mir ein, daß er sich Hoffnung gemacht hatte, Ernst würde seine Tochter heirathen, die er in ein Straßburger Erziehungsinstitut gebracht hatte.

Schließlich brachte er mir ein Hoch aus. Aber

sofort ertönte auch aus der Versammlung ein „Hoch auf den Volksmann Funk."

Funk hatte die Schamlosigkeit, zu mir zu kommen und mir noch besonders die Hand darzubieten, indem er mir die Versicherung gab, er habe der rumorenden Empörung der dummen Kaffern, — so nannte er gern die Bauern — auf den Kopf geschlagen.

Ich weigerte ihm die Hand, und ohne ihn anzusehen, bestieg ich nochmals die Tribüne.

„Genug! genug! wir haben genug Reden," hieß es aus der Versammlung; es wurde mit den Füßen getrampelt. Endlich trat Stille ein und ich kam zu Wort.

Ich bin von Natur sehr schreckhaft; aber inmitten der Gefahren kenne ich keine Furcht, ich thue das Nöthige ruhig und entschieden.

Ich sagte, Herr Funk habe gesprochen, als wäre er mein Freund, ich erkläre aber hiermit öffentlich, er sei mein Freund nicht und ich nicht der seine, auch nicht der Freund seiner Gesinnungsgenossen, wenn das, was sie aussprechen, wirklich Gesinnung sei. Warum Herr Funk meine Familie hier in der Versammlung genannt, das müsse

er selber wissen; ich habe das Glück, daß ich Nichts zu verhehlen brauche. Wenn aber Herr Funk mich gegen den Vorwurf vertheidige, ein Preußenfreund zu sein, so erkläre ich, daß ich das sei und troß alledem meine Hoffnung für Deutschland auf Preußen setze.

So lange diese Wahlperiode dauere, lege ich mein Mandat nicht nieder. Sei sie vorüber, so könne man mich oder einen Andern wählen.

Richard sagte mir, ich hätte noch nie so mächtig gesprochen und auch ich fühlte, daß ein Zornesmuth mein ganzes Wesen ergriffen hatte.

Ich bin von Natur weichmüthig, bin es vielleicht zu sehr. Ich kann aber auch, wenn's sein muß, unbarmherzig dreinhauen.

Der Reiter soll vom Pferde absteigen und sie todt treten, befiehlt ein Spruch dem, der die Maulwurfsgrille über den Weg kriechen sieht. Sie frißt die Graswurzeln ab.

Ich muß sagen, das war meine Empfindung, als ich gegen Funk so offen heraustrat.

Ich hatte wissentlich bisher keinen Feind in der Gegend. Jetzt hatte ich einen solchen, und ein Feind ist wie ein Sumpf in der Nachbarschaft. Er schickt

böse Dünste und stechendes Ungeziefer aus. Ich mußte noch in späten Jahren lernen, auf Feindschaft gefaßt zu sein und sie zu ertragen.

Das Schlimme ist, daß man aus Furcht, ungerecht zu sein, unwahr wird. Wenn dann diese Furcht gebrochen wird, aus Abscheu vor dem Bösen, dann heißt es: Seht her, auch er war nicht wahrhaftig, auch er hat geheuchelt, hat freundlich gethan, wo er verabscheute.

Dennoch war ich froh, daß ich dem Funk nicht mehr die Hand zu geben hatte.

Mein Hauptfehler und daraus mein Hauptunglück liegt darin, daß ich nicht lernen wollte an Lüge glauben. Das ist Bequemlichkeit, weiter nichts; denn es ist sehr mühsam, stets auf der Hut zu sein. Wo ich durch Klugheit und Vorsicht mich hätte bewahren können, habe ich mich müssen bemitleiden lassen.

Es sollte aber doch nicht ohne einen Tumult abgehen.

Der Grimmzorn, den ich in mir verhalten hatte, sollte auf andere Weise zu Tage kommen und zwar durch Rothfuß.

Ich sah ihn in einer Gruppe stehen und der Schweizer-Schmalz rief: „Laßt ihn reden! Das

Knechtle von dem Mannle da ist mir zu gering, daß ich's durchprügle."

„Was?" schrie Rothfuß, „und ich lass' mich mit dem Schweizer-Schmalz gar nicht ein; wo der Schatten von dem hinfällt, da gibt es einen Fettfleck."

Allgemeines Lachen und Johlen entstand. Funk drängte sich in die Gruppe, hielt den Schweizer-Schmalz zurück und rief: „Rothfuß, red' nichts mehr, oder du hast's mit mir zu thun!"

„Mit dir?" schrie Rothfuß — „mit Ihnen? Dir hab' ich nur ein einzig Wort zu sagen."

„Sag's!"

„Ich will dir was sagen — um Vergebung, daß ich du gesagt — ich habe Ihnen was zu sagen, was Ihnen noch kein Mensch auf der Welt gesagt hat."

„Was? Gib's her! Was hast du?"

„Ich sag', was Ihnen noch Niemand gesagt hat: Sie sind ein rechtschaffener Mann."

Ein Höllengelächter und Johlen entstand und Fäuste erhoben sich, und noch als der Kreisdirektor herzutrat und Ruhe gebot, rief Rothfuß: „Herr Kreisdirektor, ist das eine Beleidigung?

Ich hab' den Herrn Funk einen rechtschaffenen Mann genannt; ist das eine Beleidigung?"

Es gelang dem Beamten, Ruhe herzustellen, und wir nahmen Rothfuß mit uns fort.

Ich hatte nun meine volle Strafe für mein Verhältniß zu Funk, aber ich fühlte mich doch freier und reiner, als ich den Festsaal verließ.

Richard mußte zur Eisenbahn, ich begleitete ihn und Joseph, der zum Abschlusse einer Bahnschwellen-Lieferung nach dem Niederrhein verreisen mußte. Rontheim ging mit uns, und als der Zug davonrollte, willfahrte ich ihm, mich noch eine Weile in seinem Hause zu erholen.

Siebenzehntes Kapitel.

Es gibt Häuser, in denen ganz von selbst, nicht durch Verabredung, sondern naturnothwendig kein lautes Wort gesprochen wird. Wer eintritt, kommt zu einer gewissen Stimmung, auch im Tone. Das ist das Haus der Friedsamkeit, des guten, stillen Hegens und treuen Arbeitens von Jedem in seinem Kreise.

In der teppichbelegten, geschmackvoll eingerichteten und von einer Doppellampe erhellten Rontheim'schen Wohnstube war ich wie in eine andere Lebensregion versetzt. Die Frau, eine anmuthige, von Güte leuchtende Erscheinung, und die beiden Töchter, frische Mädchengestalten von edler Haltung, begrüßten mich mit Herzlichkeit.

Die Mutter und die Töchter hatten es verstanden, im Exil eine Stätte edlen Lebens aufzubauen und sich von Kleinlichkeit und den rang=

streitigen Eifersüchteleien des Städtchens frei zu halten. Sie lebten meist für sich, verkehrten aber auch unbefangen mit den sogenannten Honoratioren. Mehrmals waren sie bereits in unserem Dorfe gewesen und es hatte sich ein freundliches Verhältniß zu meiner Frau gebildet; sie ließ sich aber dadurch nicht verleiten, öfter nach der Stadt zu kommen. Sie hielt streng darauf, durch keinerlei Ausfahrten die ruhige Stetigkeit ihres Seins zu unterbrechen und eine gewisse Geselligkeit zum Bedürfniß werden zu lassen.

Die Mutter und die Töchter, die an's Hofleben gewöhnt waren, hielten sich nun hier auf dem Posten, als sollten sie morgen wieder an den Hof befohlen werden. Sie begleiteten den Kreisdirektor oft auf seinen Amtsreisen und entdeckten aller Orten neue Naturschönheiten. Was uns Eingewohnten fast nur noch unter dem Gesichtspunkte der Nutznießung erschien, rückte sich ihnen in den Standpunkt des künstlerisch Schönen. Tage lang weilten sie in Thälern, wo nur der Heumäher und auf Höhen, wohin sonst nur die Waldhüter kamen. Sie zeichneten, sammelten Blumen und Moose — auf Tischen und Consolen standen prächtige

Sträuße getrockneter Wald- und Wiesenblumen — oftmals auch halfen sie den armen Kindern, die die Waldbeeren sammelten, und lehrten sie schöne Körbchen aus Tannenzweigen flechten. Mit der Frau unseres Schulmeisters, die eine vorzügliche Blumenzüchterin war, unterhielten sie regen Verkehr.

Die drei heute hell gekleideten Damen hatten stets leichte Ansprache für Jeden, und so war es auch jetzt, da die zweite Tochter, die Zeichnerin, mich nach den neuen Gemälden im Abgeordnetenhause fragte, die ältere Tochter dagegen scherzend klagte, daß man immer erst Tags darauf in der Zeitung lese, was gestern im Theater gegeben worden sei.

Es hatte etwas Rührendes, wie sich Herr von Rontheim Mühe gab, sein aristokratisches Bewußtsein vor sich und vor mir niederzukämpfen. Er zeigte mir das Bild eines Ahnen, das er vor Kurzem hatte restauriren lassen. Dieser Ahne hatte sich als Genosse Ulrich von Huttens in der Reformation hervorgethan, und Rontheim gab mir zu verstehen, daß die vornehmen Familien den Staat gebaut hätten, daß er aber gern anerkenne, wie jetzt neue Menschen diesen Beruf übernehmen.

Er hatte bei aller Zutraulichkeit etwas Begnadigendes.

Mitten in der leichten Hin- und Widerrede hatte die Frau dem Diener geklingelt und ihm leise Aufträge gegeben; aber das Schlußwort hörte ich: „Der Herr Ernst soll kommen.“

Ich erschrak. Wie? Mein Sohn ist hier?

Bald trat ein hellwangiger strammer Fähnrich ein. Ich hatte vergessen, daß der einzige Sohn des Hauses auch Ernst hieß. Er grüßte soldatisch, und ich erinnerte mich, daß er beim Regimente meines Schwiegersohnes stand. Der Fähnrich bestätigte und fügte hinzu, wie alle Kameraden bedauerten, daß mein Sohn ausgetreten sei. Er sei der allzeit lustige und erfindungsreiche Kamerad gewesen.

Die Frau sprach nun mit Herzlichkeit von meiner Tochter Bertha, die mit großem Takt ein frisches Element in die Gesellschaft gebracht hatte.

Die älteste Tochter versuchte eine spöttische Hindeutung auf die Freundin Annette zu geben, aber die Mutter lenkte das ab, und mit sicherer Führung brachte sie es dahin, daß ich von Martella erzählte.

Es mochten allerlei Fabeln über das Kind

umgehen, und ich gab ausführlichen Bescheid. Als ich schloß, sagte die Frau: „Es ist sicherlich das Angemessenste, solch ein Naturkind in eine festgeordnete, gebildete Häuslichkeit einzufügen. Ich zweifle nicht, daß Ihre Frau in ihrer ruhig gediegenen Art hier ein so überraschendes als befriedigendes Resultat erzielen wird. Ich wollte Ihre Frau längst wieder besuchen, aber ich will warten, bis es ihr und ihrem Schützling genehm wäre. Sagen Sie ihr das!"

Ich hatte in dem anmuthigen Kreis am Theetisch — denn auch diesen hatte die Familie in die Waldgegend verpflanzt — ganz vergessen, daß Rothfuß mit dem Schlitten vor dem Hause wartete. Jetzt hörte ich ihn mächtig knallen und verabschiedete mich schnell.

Beim Einsteigen sagte Rothfuß: „Die Frau Baronin hat da einen warmen Krug hineinlegen lassen."

Den Berg hinab vom Amthause ging Rothfuß neben dem Schlitten und sagte: „Sie hat mir auch Thee geschickt. Ist kein Kühltrank, schmeckt aber gar nicht so schlecht und heizt ein; ich hab' gefroren, wie eine nasse Geis. Ja, ja! so ein einziger vornehmer Mensch ist mehr werth, als siebenundsiebzig

Dutzend Wahlseelen. Da waren nicht ein Dutzend Menschen, mit denen ich gern einen Schoppen trinken möchte.“

Rothfuß betrachtete alle Menschen unter dem Gesichtspunkte gemeinsamen Trinkens. Mit Diesem trinkt man gern, mit Jenem nicht, und es gibt Genossen, die einen von ihnen bezahlten Schoppen sauer machen.

Er hatte offenbar über mich losziehen hören.

Da war ich heute früh, wie getragen vom Vertrauensgefühl meiner Mitbürger, diesen Weg dahin gezogen — und nun!

Zwischen hinein schoß die Mittheilung des Kreisdirektors.

Wendet sich das Vertrauen vorahnend von mir, weil man mich dort mit Gunst locken will? Ich bin zum höhern Staatsdienst weder gewillt noch geeignet.

Und was ist das mit der Auswanderung Ernsts? Wer weiß, was ich noch an dem Sohn erlebe, der immer wieder aus der Bahn ablenkt!

Die Nacht war grimmig kalt. Der aufgethaute Schnee war wieder hart gefroren und unser Schlitten knarrte und kollerte.

Achtzehntes Kapitel.

Ich bin ein Feind alles dessen, was man Ahnung nennt, aber wie droben am Himmel sich am Monde seltsam geformte Wolkengebilde vorbeischoben, so auch in meiner Seele. Dazu ging das Klingeln des Rollengeschirrs auf und ab und spielte so eigene Weisen und drunten im Thale brauste der Strom wie im Zorne, daß der Frost ihn nun bald wieder binden werde.

Der Schlitten hielt drunten an der Sägemühle still. Ich sah oben in meinem Haus Licht blinken aus der Stube.

„Was machst du?“ fragte ich Rothfuß.

„Ich thue das Rollengeschirr ab, daß uns die Meisterin nicht heimkommen hört.“

Wir hielten kaum hörbar beim Hause an, aber es kam doch leise die Treppe herab. Martella öffnete die Thür.

Ich trat in die Stube, sie war behaglich warm und hell; auf dem Tische stand das Essen für mich bereit.

Rothfuß zog die Stiefel aus und ging leise nach seiner Kammer.

„Willst du nicht auch schlafen gehen, Martella? Warst du die ganze Zeit wach?"

„O, und wie! O, nehmet mir's ab!"

„Was hast du?"

„O, das war eine Nacht! Die Mutter ist schlafen gegangen, ich bin da gesessen, ganz allein in dem großen Haus und weiß nicht, wie Alles gekommen ist. Ich hab' das Essen angesehen, das Brod, das Fleisch, den Wein, das wartet auf unsern guten Herrn, und das ist einmal Korn gewesen im Feld und ein Thier, das herumgelaufen und eine Rebe am Stock.

Mir ist's gewesen, wie wenn die Felder und die Thiere alle kämen und mich fragten: Wo bist du denn? was ist denn aus dir geworden? Und da muß ich denken, du hast hier so viel Menschen, einen Vater, eine Mutter, einen Bruder, der ist so studirt und Einer, der ist drüben in der andern Welt, eine Schwester ist Majorin und eine ist Pfarrerin, die Alle sagen und nun gar erst mein

Ernst: wir sind dein und du bist unser. O! da ist mir so wohl und so weh geworden und da sind die zwei Uhren, die sprechen immerfort, es ist, wie wenn sie zu mir sprächen, die eine ist so schnell, die sagt: Wie kommst denn du daher, du einfältig verlassenes Kind, das man hinter der Hecke gefunden hat? Lauf, was du kannst, lauf davon! Kannst nicht dableiben, mußt fort. Die vielen Menschen halten dich gefangen. Sie meinen's gut, kannst doch nicht bleiben. Lauf, lauf davon! Lauf, lauf, Kind!

Aber die andere Uhr, die geht so ruhig, tick, tack, ganz stet und langsam, die hat immer gesagt: Sag Dank, sag Dank, sag Dank! Hast's so gut, bist daheim, in treuer Hut, verdien's, sei gut, sei brav.

So ist's immerfort gewesen hin und her, her und hin. Ich hör' draußen eine Eule rufen, ich hab' sie im Wald oft gehört, ich fürcht' mich vor keinem Thier. Jetzt ist's wieder still, die Eule ist fort. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, ich hab' an den Sommer gedacht und hab' ganz laut Kukuk gerufen. Ich erschrecke, wie ich das hör', weil ich die Meisterin wecken kann, und wie ich das denke, hab' ich gemeint, ich müßt sterben vor Weh, und

doch hat mir's wieder so wohl gethan, weil ich denk', da schlaft jetzt ein Herz, das mich aufgenommen hat. Die große Uhr hat gesagt: Recht so! recht so! und die kleine hurtige hat drein geredt: Dumm Zeug, dumm Zeug! Lauf davon, lauf davon! Da hat es zwölf Uhr geschlagen und ich hab' das Fenster aufgemacht und auf den Kirchhof gesehen. Ich fürcht' mich jetzt gar nicht mehr; da liegen die Todten, sie haben jetzt Ruhe, es ist ihnen gewiß auch einmal so wohl und so weh gewesen, wie dir.

Ich weiß nicht, was mir Alles durch den Sinn gegangen. Erst, wie mich friert, mach' ich das Fenster zu und da war's wieder so schön still und ich bin daheim, daheim in der Ewigkeit, ich kann jetzt auch sterben, ich fürcht' mich nicht, ich hab's gut gehabt auf der Welt, besser als Millionen. Und Meister," — sie kniete vor mir nieder und umfaßte meine Füße und rief: „Ich will gewiß Alles thun, daß ich das verdiene. Wenn ich nur was Rechtes, was Hartes wüßt', was ich thun soll! Saget mir's nur immer, ich thu' Alles, Alles."

In dieser Nacht hatte sich ein Quell in der Seele des Kindes aufgethan aus unergründlicher Tiefe.

Sie setzte sich ganz nah zu mir und erzählte

dann mit heiterm Lächeln, die Mutter habe befohlen, daß sie sich auch niederlege, sie sei aber heimlich aufgestanden, habe die Magd Balbina in's Bett geschickt und selber gewacht, und es sei ihr jetzt, als brauche sie gar nicht mehr zu schlafen.

„Ich bin in der Ewigkeit, und in der Ewigkeit schlaft man ja auch nicht mehr,“ wiederholte sie oft.

Das Kind war so hocherregt, daß ich sie auf Anderes lenken mußte. Ich fragte nach dem Auswanderungsplane Ernsts. Sie sagte, das sei einmal kurz sein Vorhaben gewesen, sei aber jetzt vorbei.

Noch gute Weile saßen wir beisammen, und als ich sagte, sie solle mich nur auch Vater nennen, rief sie mit heller Stimme: „Jetzt ist's aber genug! Mehr gibt's nicht! Ja jetzt geh' ich schlafen. Wen man einmal Vater genannt, der kann Einen nicht mehr fortschicken. Ich bleib da, bis sie mich dort hinüber tragen, aber noch lang' nicht, noch lang' nicht! Gut' Nacht, Vater!“

Welch ein wundersamer Zusammenhang!

Während heute Funk dieses Kind so schonungslos in die Oeffentlichkeit stellte, war im Herzen dieses Kindes lautere dankbare Erkenntniß der Welt aufgegangen.

Neunzehntes Kapitel.

Muß man draußen in der Welt kämpfen, so läßt es sich ertragen, wenn man ein festes Daheim hat, nicht blos Haus und Hausrath, sondern vor Allem auch ein seelisches, liebevoll Hegendes, das die Stunden und Tage der reinen Erhebung treu bewahrt und in Tagen der Gedrücktheit und Verdüsterung das Bessere in uns selbst uns von außen her entgegen bringt. Das hatte ich an Gustave.

War ich vom Kampfe in der Welt mit Einem Worte außer mir, so brachte sie mich wieder zu mir selbst heim, und dieser treuen Hegung verdanke ich's, daß ich in dem langen Kampfe nicht ermattete. Sie hatte ein sicheres inneres Gleichgewicht, ja ihr Blick hatte etwas Verschönendes und wo ich Bosheit sah, sah sie nur die Selbstsucht des noch natürlichen, nicht von Bildung und Moral regierten Daseins.

Sie maß Alles mit einem großen Maßstab, aber die Menschen wurden dadurch nicht kleiner, sondern größer. Wenn sie nicht umhin konnte, der schlimmen Nachrede über einen Menschen beistimmen zu müssen, that sie das noch mit einer Demuth, die anzeigte, wie weh es ihr that, daß die Menschen so seien.

So sagte sie von Funk: „Ich will ihn gewiß nicht damit kränken. In der Natur gibt es ja nichts, was man vornehm nennen darf. Die Nessel ist eine Verwandte von der Hanf- und Hopfenpflanze, und wenn Funk etwas von der Nessel hat, so muß man ihn eben wie die Nessel geschickt anfassen, dann sticht er nicht."

In jenem Winter 1866, wie ist da das Klare und Vornehme, nein, das ist nicht das rechte Wort, ich meine das Leben im Höhern aus der Seele Gustavens neu und voll erstanden. Sie lebte immer in einer gewissen höheren Gegenwart. Es war, als ob noch einmal Alles erstehen müßte, bevor —.

Es ergab sich auch bald, daß meine Vorstellungen übertrieben waren. Meine Landesgenossen waren größten Theils noch einig mit mir. Bald der, bald jener betheuerte mir's und Joseph vor

Allem ließ mich bei jeder Gelegenheit wissen, wie man da und dort respektvoll von mir sprach. Ich glaube sogar, daß er Viele veranlaßte, mir das kundzugeben. Martella war der Segen, ich möchte sagen, das Licht unseres Hauses, sie war von einer Behendigkeit, Gefügigkeit und Lernbegierde, daß wir nur Einhalt thun mußten.

Meine Frau hatte auch davon gehört, wie Funk das arme Kind in die Oeffentlichkeit gezogen, um uns daraus einen Schandfleck anzuheften. Vielleicht war die Kunde davon auch weiter hinausgedrungen; denn es kam ein Brief von meiner Tochter, der Pfarrerin, worin sie sagte, sie sei durch die Krankheit ihres Mannes so sehr in Anspruch genommen, daß sie der häuslichen Hülfe bedürfe, man solle ihr Martella schicken; sie fügte hinzu, daß ihr Mann das auch wünsche, denn es erscheine Vielen unschicklich, daß wir Martella bei uns im Hause haben. Meine Frau war nicht abgeneigt, Martella auf einige Zeit wegzuschicken, ich aber blieb dabei, daß wir sie unbekümmert um allerlei Gerede bei uns behielten.

Der Major und Richard schrieben unabhängig von einander fast mit denselben Worten, daß der

Antrag Preußens beim Bundestage zu einem Conflikt führen könne, dessen Wendung sich nicht absehen ließe.

So hielten öffentliche und häusliche Angelegenheiten uns in Aufregung wie noch nie.

Ein unerwartetes Ereigniß kam hinzu.

Es ging schon lange die Sage in unserer Familie, daß wir hochgestellte Verwandte in Wien hätten. Das Dorf und die ganze Gegend hatte bis zum Jahre 1805 zu Vorderösterreich gehört und Alles, was Talent und Ehrgeiz hätte, wanderte nach der Donaustadt oder wurde dorthin gezogen und begünstigt; denn man war bestrebt, die Landschaft immer fester mit Oesterreich zu verbinden.

So war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Onkel meines Vaters in die Kaiserstadt gezogen, hatte dort eine hohe Stellung gewonnen, war katholisch und geadelt worden. Ernst, der die dort aufgesproßte Familie immer die Wurzelbrut nannte, hatte mehrmals den Plan, die Verwandten aufzusuchen und vielleicht dort eine höhere Verwendung zu erobern.

Jetzt gegen den Frühling kam unser Nachbar, der Baron Arven, mit einem jungen Ehepaar zu

uns. Er stellte mir den Mann, der als Offizier bei der Garnison in Mainz war, als meinen Verwandten vor, und seine junge Frau war von der Familie der Baronin Arven aus Böhmen. Die beiden jungen Leute waren treuherzige und zutrauliche Menschen, und wir waren beiderseits geneigt, die lange Verfremdung zu überwinden; aber es gelang nicht. Die ganze Tonart unseres Denkens war eine verschiedene.

Ich gab dem jungen Ehepaar, das nach der Residenz reiste, einen Brief an Bertha und den Major mit; sie schrieben von dort aus sehr freundlich und bemerkten, daß es sehr erwünscht wäre, wenn Ernst die Forstverwaltung auf einem Familiengute in Mähren übernehmen wollte.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Frühling sproßte bereits mächtig, die Luft war erfüllt vom harzigen Duft der Tannenknospen.

Ich saß am offenen Fenster und las in der Zeitung, daß Bismarck beim Bundestage eine constituirende Nationalversammlung aus direktem und allgemeinem Stimmrecht beantragt habe. Wie? Ist das möglich? Ich nahm die Landesblätter zur Hand. Hier war Hohn über diesen Antrag ausgesprochen, aber doch klang die bittere Besorgniß hindurch, daß der revolutionären Partei ihre beste Waffe entwunden werde.

Während ich so still nachsann, hörte ich, daß Jemand hastig angeritten kam. Es war Ernst. Er grüßte uns Eltern und die Braut nur flüchtig und zeigte den Gestellungsbefehl. Er war zu seinem Regiment einberufen.

Martella schrie laut auf. Ernst beruhigte sie. Er sei kein Angehöriger des Landes mehr. Er habe sein Auswanderungsgesuch eingereicht und das müsse gelten. Jetzt sei Frühling und die beste Zeit, in die weite Welt zu ziehen. Ich konnte natürlich nur entgegnen, ich bezweifle, daß er aus dem Staatsverbande entlassen sei.

„Staatsverband, Staatsverband!“ rief er. „Herrliches Wort!“ Er sah mich an mit einem Blicke, den ich leider nie vergessen kann. Er schien sich indeß zu besinnen, er kämpfte offenbar mit sich und endlich sagte er: „Für mich selber ist mir mein Leben höchst gleichgültig. Vater, es kommt zum Kriege zwischen Deutschen und Deutschen, was man in Büchern eben Deutsche heißt. Habt Ihr mich darum so erzogen, stehst du darum so in der Welt, daß dein Sohn im Bruderkriege falle oder siege? Beides ist gleich schmählich. Lieber thue ich, ich weiß nicht was.“

Ich suchte Ernst zu beruhigen: das sind diplomatische Streitigkeiten, die nicht so weit führen. Ich konnte mir die andere Möglichkeit gar nicht denken. Ich willfahrte indeß Ernst, mit ihm sofort nach der Amtsstadt zu reisen, um beim Kreisdirektor

das Nöthige zu besprechen. Ich hoffte dort auch Näheres zu erfahren und daß Alles sich wieder ebne.

Meine Frau hatte nach Joseph geschickt, daß er uns begleite, denn sie sah die unberechenbare Erregung Ernsts und wollte einen ausgleichenden Mittler zwischen uns setzen.

Sie hatte die rechte Voraussicht.

„Ich komme morgen wieder," sagte Ernst zu Martella, als Alles bereit war.

„Und wenn du auch morgen nicht wiederkommst," erwiderte sie, „und wenn du auch gleich in den Krieg mußt, du bist der Geschickteste von Allen, dir geschieht nichts, und wenn du Major werden willst, werd' es nur, ich will auch schon lernen, Majorin sein, ich kann Alles lernen."

Sie war von einer wunderbaren Heiterkeit. Sie schien ihre Angst niedergekämpft zu haben und machte sich und Ernst den Abschied leicht.

Joseph berichtete mir, daß Funk überall jubelnd verkünde, es müsse endlich zum Klappen kommen, das übermüthige, junkerhafte Preußen müsse zerstückt, oder wie sein Ausdruck war, demolirt werden.

Ernst peitschte die Schweißfuchsen so unbarmherzig und fuhr so wild dahin, daß ich anhalten

ließ und darauf bestand, Joseph müßte die Zügel übernehmen. Ernst setzte sich mißmuthig zu mir.

Im Thale sahen wir eine Fuhre Langholz auf der Straße halten. Wir erkannten schon von ferne die Pferde Josephs.

Eine Gruppe heftig gestikulirender Flözer, Holzhauer und Fuhrknechte umstand Karl, den Knecht Josephs, den Sohn der Felsenspinnerin.

Wir hielten beim Fuhrwerk an.

Karl, ein schöner hellblonder Mensch, mit heiterem Gesicht und gutmüthigen Augen, kam zu uns und sagte, dieß sei seine letzte Fuhre. Er sei einberufen, müsse noch am Abend fort und die Nacht hindurch nach der Garnison laufen.

Der alte Wiesenbauer, der sich auch herzugesellt hatte, rief: „Ja, der Napoleon ist Meister, der spielt auf, der Preuß und der Oesterreicher, die müssen tanzen und das Kleinzeug hintendrein. Ja, es ist wieder ein Napoleon in der Welt. Ich hab' noch den alten gekannt."

Wir hielten es nicht für nöthig, dem Manne Antwort zu geben.

Während Joseph seinem Knechte Geld zur Wegzehrung gab, kamen auch Andere herbei und er-

klärten, sie seien ebenfalls einberufen und wir möchten ihnen sagen, warum Krieg sei.

„Ihr einfältigen Schelme," rief Ernst, „das braucht ihr nicht zu wissen. Wenn ihr nicht wollt, ist kein Krieg. Narren seid ihr, Hauptnarren, wenn ihr dem Einrufungsbefehl Folge leistet."

Ich nahm Joseph die Peitsche aus der Hand und hieb auf die Pferde, indem ich noch rückwärts rief: „Er hat Spaß gemacht."

Joseph übernahm's an meiner Statt, Ernst den Kopf zurechtzusetzen. Er erklärte, wenn ich nicht dabei gewesen wäre, hätte er ihm die Antwort, die er verdiente, in's Gesicht geschrieben.

„Thu' das, du biederer Deutscher!" entgegnete Ernst, und schnell sich besinnend setzte Joseph hinzu: „Nimm mir's nicht übel, aber du kannst Einen zum Aeußersten bringen. Wie kannst du durch solche nichtnutzige Reden dich und deinen Vater an den Rand des Elends bringen? Du verdienst einen solchen Vater nicht."

„Und ein solches Vaterland auch nicht," erwiderte Ernst heftig.

Ich fühlte eine Herzbeklemmung, daß ich meinte, der Athem bliebe mir aus.

Wir fuhren eine Weile still dahin. Endlich fragte Ernst mit unterwürfigem Tone: „Erlaubst du, daß ich rauche?" Ich nickte, und weiter ging's wortlos bis nach der Stadt.

Am Wege, der nach dem Amthause führte, sahen wir den jungen Eisenhändler Eduard Levi, einen braven und gut geschulten jungen Mann, unter seiner Ladenthüre stehen. Er grüßte militärisch.

Ernst winkte den Kameraden heran.

„Nicht wahr, Sie haben bereits Ihren Abschied?"

„Ja, und Sie, Sie werden nun bald Offizier?"

„Soll so sein."

Wir kamen in's Amthaus.

Der Kreisdirektor konnte natürlich nur bestätigen, daß das Auswanderungsgesuch Ernsts noch keine Rechtsfolgen habe. Er gab uns indeß beglaubigte Abschrift davon und fügte hinzu, vielleicht könne ich durch meinen Einfluß die Entlassung Ernsts dennoch bewerkstelligen. Jedenfalls müsse Ernst vorläufig sofort einrücken.

Rontheim glaubte an den wirklichen Ausbruch des Krieges, und ich sah eine tiefe Erregung im Antlitze des Mannes, der sich immer sonst so diplo-

matisch ruhig verhielt. Damals hörte ich die traurige Frage, die uns nachher noch oft das Herz zerspalten sollte:

Was wird aus Deutschland, was wird aus der Welt, wenn Oesterreich siegt?

Es war ihm nicht minder schmerzlich als mir, daß sein Sohn, wie der meine, mit in diesen Kampf ziehe.

Als wir die Treppe hinabgingen, begegnete uns die ältere Tochter des Kreisdirektors.

Sie reichte Ernst die Hand und sagte: „Ich gratulire.“

„Wozu?“

„Zu Ihrer Verlobung.“

„Ach so! Ja, ich danke.“

„Ihre Braut ist nun wol in schweren Gedanken?“

„Meine Braut macht sich nicht viel Gedanken.“

„Muß Ihr Neffe auch mit in den Krieg?“

„Mein Neffe? Wen meinen Sie?“

Hocherröthend erwiderte das junge Mädchen: „Julius Linker.“

„Nein, er wird erst in diesem Jahre militärpflichtig.“

„Wollen Sie meinen Bruder noch besonders von mir grüßen?“

„Ja wohl.“

Als wir weiter gingen, scherzte Ernst sehr übermüthig darüber, welch ein Glückskind Julius sei. Sein Lebensweg gehe auf ebener Bahn dahin, und der kaum flügge gewordene Bursche habe sich bereits ein so kernfrisches Liebchen angeschafft.

Es war mir beruhigend, Ernst wieder in anderen Gedanken zu wissen. Mit besonderem Nachdruck erklärte er sich nun zur Gestellung bereit und bat mich nur um etwas Geld. Er fand es überflüssig, daß ich ihn nach der Hauptstadt begleitete. Ich hatte aber doch ein Gefühl, daß ich ihn nicht verlassen durfte, und es war nicht recht — ach man kommt in unreinen Verhältnissen immer auch in Selbstverschuldung — ich wiederholte, daß ich doch versuchen wolle, ihn frei zu machen.

Ernst erwiderte nichts, er sah mich nur groß an.

Wir trafen nochmals mit Joseph zusammen, der sein Bedauern aussprach, durch Einberufung seines zuverlässigen Knechtes Karl zur Heimkehr genöthigt zu sein; denn er hatte uns mit nach der Hauptstadt begleiten wollen.

Er mußte aber auch nach der Festung; er hatte eine Lieferung auf Pallisaden übernommen.

Joseph ist rastlos patriotisch, aber auch rastlos Geschäftsmann. Er kann das stets vereinen, und Richard hat einmal nicht mit Unrecht gesagt: „Für Joseph ist Alles Bahnschwelle, alle Ereignisse führen seine Plane zum Geschäft.“

Wir saßen im Garten zum Wilden Mann, da hörten wir einen starken Tumult bei dem großen Hause des Holzhändlers Krummkopf.

Ein Trupp einberufener Soldaten war vor das Haus gezogen, worin ein Altersgenosse von ihnen war, der sich vom Militärdienst losgekauft hatte. Sie fluchten und schimpften, daß sie, die Armen, in den Krieg ziehen müßten, während die Reichen zu Hause bleiben dürften.

Joseph, der mehrere der jungen Leute als seine Waldarbeiter kannte, gelang es, sie zu beruhigen.

Wir gingen mit Ernst zur Eisenbahn.

Auf dem Bahnhofe traf ich auch den Holzhändler Hauptmann Rimminger, der eben Langholz verladen ließ. Er nickte still, da ich ihm sagte, daß er dessen froh sein könne, nicht mehr Soldat zu sein. Er sagte kein Wort, denn er war und blieb

äußerst behutsam in Allem, was eine politische Parteistellung bezeichnen konnte.

Es herrschte Lärmen und Gejohle der Einberufenen am Bahnhofe, und dazwischen sah man Mütter, die weinten, und Väter, die die Lippen bissen.

Auf jedem Haltepunkte, wo Ernst ausstieg, meinte ich, er käme nicht wieder. Aber er kam wieder und saß ruhig bei mir und redete auf dem ganzen Wege nur, wenn er gefragt wurde.

Er saß bald in sich gebeugt, bald stand er wieder lange gegen die Wand des Wagens gewendet und bewegte sich nicht.

Ich war tief traurig, daß ich in der Seele dieses Kindes so fremd war.

Wir trafen in der Hauptstadt ein. Im Gedränge hatte ich Ernst aus dem Gesicht verloren. Ich fand ihn im Gespräche mit dem Fähnrich, dem Sohne des Kreisdirektors. Ernst wünschte sofort nach der Kaserne zu gehen. Ich begleitete ihn bis an das Thor. Er ging hinein. Er sah nicht mehr um.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Da stand ich vor dem Thore und sah immer mehr junge Leute herankommen. Männer und Frauen wollten sie hineinbegleiten, wurden aber von dem Wachtposten am Thore zurückgewiesen.

Karl, der Sohn der Felsenspinnerin, kam eben auch heran. Ohne daß ich's gefordert hatte, versprach er mir, ein treues Auge auf Ernst zu haben.

Es wurde Nacht. Die Gaslaternen wurden angezündet. Ich stand so in Gedanken verloren, daß der Lampenanzünder mich weggehen heißen mußte.

Da war ich in der Residenz, wo mir so viele Freunde leben und mein eigen Kind, ja nun zwei Kinder.

Wohin nun zuerst? Unser Klubhaus war in der Nähe, ich ging hinein. Man lobte es, daß ich so schnell gekommen sei; denn während ich in

der Amtsstadt war, hatte man mir eine Depesche geschickt.

Stündlich erwartete man die Einberufung des Abgeordnetenhauses. Was sollten wir berathen? Niemand wußte es. Aber Jeder hatte das Gefühl, daß wir beisammen sein müssen. Ich konnte noch immer nicht an wirklichen Ausbruch des Krieges glauben, und Viele waren mit mir gleichen Sinnes.

Auch Funk war da. Er reichte mir unbefangen die Hand, und im Gefühle, daß jetzt kein innerer Zwiespalt herrschen dürfe, entzog ich sie ihm nicht.

Funk jubelte, daß nun endlich der General-Krach komme. Preußen müsse in Stücke zerschlagen und der Föderativstaat gegründet werden, vorläufig noch mit monarchischen Spitzen.

Der Minister, der als Hauptfeind Preußens bekannt war, hatte unserm Parteiausschusse sagen lassen, er werde diesen Abend noch selbst kommen und die Einberufungsordre bringen. Er kam aber nicht, sondern schickte nur das betreffende Schreiben. Aber was sollte unsere Abstimmung, da das Unheil bereits entschieden war? Was sind wir jetzt? Eine willenlose Heerde.

Ich ging zu meiner Tochter Bertha. Ich fand

sie allein. Ihr Mann arbeitete Tag und Nacht auf dem Commando. Es zeigte sich, daß man nicht genugsam gerüstet war.

Ich war kaum eine Weile da, als die Freundin Annette eintrat, und ich mußte mir viel Lob von ihr gefallen lassen; denn Annette fand es echt — sie wollte offenbar patriarchalisch sagen, hielt es aber noch rechtzeitig zurück — daß ich gekommen war, um Bertha Beistand zu leisten.

„Denken Sie nur!“ fuhr sie fort, und nach ihrer Weise Alles in Fragen darlegend, „hätten Sie das gedacht, daß Bertha weit weniger gefaßt ist, als ich? Ich habe immer gewünscht, auch so gemäßigt und sachte zu sein wie Bertha, und jetzt soll ich, ich die Ruhigere sein? Habe ich meinen Mann nicht so lieb, wie irgend eine Frau den ihrigen? Habe ich mich nicht für ihn von Allem losgesagt? Jetzt aber sage ich: Hast du nicht gewußt, was du thust, als du einen Soldaten heiratheteſt? Ist denn die Uniform blos für die Parade und den Hofball? Also sei jetzt ruhig. In der Welt muß Alles bezahlt werden. Man muß die Folgen seiner Thaten auf sich nehmen. Hab' ich Recht oder nicht?“

Annette schloß immer mit einer Frage, und ich mußte bejahen.

Bertha lächelte traurig und sagte in schwerem Ton: „Ja, Vater, ich muß gestehen, ich habe immer geglaubt, Krieg ist so etwas, was man in der Geschichtsstunde lernt: Punischer Krieg, Peloponnesischer Krieg; denn bis zur neueren Geschichte sind wir nicht gekommen. So etwas ist einmal gewesen. Aber daß es wirklich noch einmal in der Welt sein soll, habe ich, ehrlich gestanden, nie gedacht."

„Denke nur Bertha," sagte Annette und zog ein dickes Buch aus ihrer Handtasche, „das ist die Bibel. Du weißt, daß ich mich auf kein Citat verlasse, ich schlage es gern nach.

Heute früh beim Frisiren denke ich also, es steht ja schon in der Bibel: Darum verläßt die Frau Vater und Mutter. Ich lasse mir also die Bibel geben, die mir die Fürstin Mutter zu meiner Taufe geschenkt hat. Ich schlage die Stelle nach, aber was steht da? „Darum verläßt der Mann Vater und Mutter." Der Mann! Seht einmal her, da stehts: der Mann! Warum der Mann? Der ist doch gar keine Familienpflanze, wie wir Mädchen!"

Das lebhafte und energische Wesen der schönen, hohen, schlanken Frau wirkte ermunternd, und ich muß sagen, ich gewann von damals eine andere Anschauung von Annette.

Es ist etwas von jener Kraft der Selbsthilfe in ihr, die eine besondere Eigenheit der Juden ist. Sie haben Nichts durch Herkommen und müssen Alles aus sich machen. Aber, als erwiderte Annette bereits auf meine stummen Gedanken, fuhr sie fort: „Ich bitte, lobt mich nicht! Ich verdien's nicht. Ich bin ganz anders, wenn ich allein bin. Da quälen mich entsetzliche Phantasieen. Und das sag' ich dir, Bertha, wenn unsere Männer fortziehen, mußt du mich bei dir behalten. Ich kann nicht allein sein. Ich hasse jetzt schon mein Klavier. Ich gehe gar nicht mehr in das Zimmer, wo es steht. Ach! da kommen unsere Männer."

Es näherten sich Schritte. Der Major grüßte freundlich, aber er blieb dabei düster dreinblickend.

Ich erzählte, daß ich Ernst hergebracht hätte.

„Ich hoffe, er hält sich brav," sagte der Major in herbem Tone.

Ich sagte, daß auch das Abgeordnetenhaus noch einmal zusammentrete. Da fuhr der Major mit

verhaltener Heftigkeit auf: „Lieber Herr Vater, ich bitte, bitte, nur jetzt keine Politik! Ihr Patriotismus, Liberalismus und Gesinnungen, Alles in Ehren! Jetzt spricht nur der Rock da. Was da drin sein mag, hat kein Wort."

Er faßte heftig mit beiden Händen an die Brust und fuhr fort: „Pah! ich habe auch einmal von deutscher Einheit, oder wie man das Ding nennt .... vielleicht auch einmal von Preußen gehofft. Aber jetzt wollen wir den großschnäuzigen Herren Preußen einmal zeigen, daß wir auch noch da sind."

Ich hütete mich wohl, etwas zu erwidern. Ich sah in all dem den schweren Kampf des Mannes.

Er muß auf seinem Posten stehen, und mit einem Manne auf dem Posten darf man nicht reden.

Was ist das für ein Krieg, in dem man nichts Anderes auszurufen weiß, als: wir wollen zeigen, daß wir auch noch da sind!

Und was soll dann sein, wenn man gesiegt hat?

Ein unsichtbarer Dämon kauert auf dem Tornister jedes Soldaten und macht die Traglast hundertfach schwer.

Wir setzten uns zu Tisch. Der Major schien

zu empfinden, daß er schroff gegen mich gewesen. Er war nun besonders freundlich. Er fragte nach der Mutter, nach Martella, nach Rothfuß, und jedes Wort war von innigem Tone. Er erzählte, daß er heute auch einen Brief von dem neuaufgefundenen Vetter in Mainz erhalten habe, worin die freudige Hoffnung ausgesprochen war, daß man im Felde zusammenstehen und neu verbunden sein würde.

Der Major fügte nichts weiter hinzu. Er schenkte mir ein, stieß mit mir an, aber er hatte kein Wort dazu.

Annette bot Alles auf, um die Gesellschaft von der Schwere dieser Stunde zu befreien.

Sie behauptete, ihr Reitpferd ahne, daß es mit in den Krieg müsse, und sie wußte von dem klugen Thiere gar wundersame Geschichten zu erzählen.

Sie erzählte gern Anekdoten und mit einem nicht unbedeutenden dramatischen Geschick.

„Lieber Herr Vater," sagte der Major in einer Pause, „ich glaube, ich habe Ihnen meinen Wunsch noch gar nicht vorgetragen."

„Ich wüßte nicht."

„Meine Bitte ist also, wenn wir abziehen,

bleibt Bertha mit den Kindern zu Ihnen bis zur Beendigung des Feldzugs, der voraussichtlich nicht in Ihre Gegend sich erstreckt.

Es wird jetzt auch endlich eine Telegraphenlinie durch Ihr Thal gezogen; sie ist militärisch nöthig. Jedenfalls können wir stets rasche Nachricht empfangen und geben."

„Und einen ungebetenen Gast nehmen Sie doch auch?" fiel Annette ein. „Ich weiß, daß Sie Ja sagen, und ich verspreche Ihnen, ich will ganz artig und gehorsam sein."

Ich reichte ihr die Hand und sie fuhr fort: „Sie wissen ja, daß es schon lange mein Wunsch ist, einmal gute Zeit bei Ihrer Frau Gemahlin sein zu dürfen.

Iphigenie im Walde! im deutschen Tannenwalde! Ich finde es wunderschön, daß Ihr Herr Schwiegervater seiner Tochter den Namen gegeben. Warum nicht? Sind die schönen Namen nur für Bücher da? Freilich, die griechische Iphigenie hat keine Strümpfe gestrickt. Nicht wahr, Ihr Herr Schwiegervater hat Goethe's Iphigenie in's Griechische übersetzt, ist aber nie damit fertig geworden? Ist der Name Iphigenie nicht zu lang

für den täglichen Gebrauch? Wie rufen Sie Ihre Frau?"

„Bei ihrem zweiten Namen Gustave."

„Ach das ist schön! Frau Gustave! Und das Waldkind! Das ist doch auch noch da? Und ich lerne doch auch endlich den wohledlen, getreuen Knecht Rothfuß kennen, der nicht nasser als naß werden kann."

Besonders durch die Gesprächsamkeit Annettens wurde der Abend noch ganz wohlgemuth, soweit es eben bei der herrschenden Beklemmung möglich war.

Als wir uns vom Tische erhoben, trat Rolunt der nächste Freund des Majors ein, er war ein ehmaliger Offizier, der sich dem Herzog von Augustenburg angeschlossen hatte, dann wieder in das Heimathland zurückgekehrt war und nun eine Professur an der Kadettenanstalt bekleidete.

Nun war das politische Gespräch doch nicht aufzuhalten, bei dem sich der Major allerdings schweigsam verhielt.

Rolunt war voll Ingrimm darüber, daß Deutschland für diesen Krieg, was auch daraus folge, an Frankreich ein Lösegeld, ein Nizza abgeben müsse.

Da waren wir nun in jener Bitterniß, daß

ein Volk die anderen der Art zu regeln sich vermaß, daß sie wie beim privaten Besitzwechsel ihm Stempelsteuer zu zahlen haben.

Erst spät in der Nacht trennten wir uns, ein Jeder mit zerschlagenem Gemüthe.

Der Major bestand darauf, daß ich diesmal in seinem Hause wohne. Der Krieg löse alle kleinlichen Rücksichten auf.

Andern Tags war noch eine Sitzung des Abgeordnetenhauses. Die Regierung verlangte einen außerordentlichen Kredit, er wurde bewilligt, aber man hoffte, daß wir nicht in den Krieg verflochten würden; denn Regierung und Abgeordnetenhaus erwarteten noch einen diplomatischen Ausgleich.

Und wer war der Feind?

Ich ging nach der Kaserne. Der Einlaß wurde mir verweigert. Da kam glücklicher Weise der Fähnrich, unter seinem Schutze trat ich ein und traf Ernst, der bereits eingekleidet auf der Pritsche lag. Er schien überrascht, mich zu sehen.

„Hier nichts reden!“ sagte er sofort. „Bitte, kein Wort!“

Er erhielt auf eine halbe Stunde Urlaub, und bald stand er schmuck und fest da. Es war

etwas anmuthend Geschlossenes in seiner ganzen Haltung.

Auf der Straße fragte mich Ernst, wie es stehe, ob er entlassen werde?

Ich war in bitterer Bedrängniß. Ich hatte Nichts dafür gethan; denn es war offenbar, daß sich nichts mehr bewirken ließ.

Als ich in dieser Erwägung mit der Antwort zögerte, rief Ernst: „Schon gut! Ich weiß Alles."

Mir blutete das Herz. Mitten durch mein Herz ging der Riß, der das Vaterland spaltete.

Ich redete dem Sohne zu, daß es Zeiten gebe, wo jeglicher Wille und alles eigene Denken aufhört, wo der große Strom der Geschichte uns hinflößt —

„Ich danke, Vater, ich danke," sagte Ernst in einem seltsam vieldeutigen Tone.

Ich konnte ihm nur noch sagen: „Ich bin der Zuversicht, du thust deine Schuldigkeit. Vergiß aber auch nicht, du hast Eltern und eine Braut."

Er schien meine Worte kaum zu vernehmen.

Er that den Helm ab und sagte: „Das drückt so stark, ich bin's nicht gewohnt, es drückt mir alle Gedanken zusammen."

Er sah schön und doch so traurig aus. Wir

standen am Hause, in dem die Druckerei der Staats-
zeitung war. Plötzlich sammelten sich Gruppen mit
Blättern in der Hand, auf der Straße bildete sich
lautes Gespräch und ein Mann las von einem
Wagen herab die Depesche vor, daß in Berlin auf
Bismarck geschossen worden sei, aber der Schuß
habe gefehlt.

„Verdammt!“ rief Ernst. „Wäre ich es gewesen,
ich hätte nicht gefehlt!“

Ich verwies ihm das mit großem Nachdruck;
aber er behauptete, daß man das Recht habe, zu
morden. Ich hielt ihm entgegen, daß man dazu
nie und nimmer berechtigt sei, diese That sei so
verdammlich, als jene gegen Abraham Lincoln;
denn habe ein Einzelner das Recht, zu verurtheilen
und die Strafe zu vollziehen, so habe es der Ari-
stokrat so gut wie der Demokrat gegenüber seinen
Widersachern. Aber er rief:

„Laß uns nicht streiten! Ich will nicht mit dir
streiten. Ich bleibe dabei. Man hat das Recht,
schlecht zu sein, um Großes zu bewirken. Ich
bitte, Vater, laß uns nicht streiten. Jetzt nicht,
nie mehr.“

Es kämpfte mächtig in seinem Antlitze, und als

ich ihm mit der Hand leise über das Gesicht fuhr, küßte er meine Hand.

Die Gruppen hatten sich verlaufen; wir gingen weiter.

Plötzlich hielt Ernst an und sagte:

„Leb wohl, Vater, grüße die Mutter und Martella!“

Er hielt meine Hand noch heftig fest und sagte: „Ich muß in die Kaserne.“ In seinem Auge lag ein Ausdruck, als müßte er noch Anderes sagen, was er nicht herausbringen konnte. Aber er nickte nur, machte eine scharfe Wendung und ging.

„Schreib auch oft!“ rief ich ihm noch nach. Er wendete sich nicht mehr um.

Ich ging eine Strecke hinter ihm drein, ich hörte seinen festen Schritt, das Klirren seiner Sporen. Vielleicht kehrt er noch einmal um und sagt mir, was ihm auf dem Herzen liegt.

Es begegneten mir viele Menschen, die mich kannten. Sie grüßten, sie reichten die Hand, sie wollten mich anhalten, ich aber nickte abwehrend. Ich rannte Manchen an; ich wollte meinen Sohn nicht aus den Augen verlieren. Dort geht er, jetzt steht er still, jetzt wendet er sich, gewiß —

Da kam ein Trupp Soldaten mit klingendem Spiel die Straße daher. Wir waren getrennt, ich sah meinen Sohn nicht mehr. Ich ging noch zu Bertha und dem Major, und dieser versprach mir, über Ernst zu wachen und wenn Ernst nicht selbst schriebe, beständig Nachricht von ihm zu geben.

Ich fuhr nach dem Bahnhof. Ich war unsäglich müde. Ich glaubte, keinen Schritt mehr machen zu können.

Die Bahnzüge wurden unregelmäßig abgelassen, ich mußte lange warten.

Mir war's, — nein, ich kann nicht, ich kann nicht noch einmal ausgraben, was mir damals das Herz zerwühlte. Wozu soll's? Mein Sohn zog in diesen Krieg, ich selber hatte ihn hierhergebracht.

Bruderkrieg! Ich meinte, ich selber hätte dies Wort gesprochen; aber ich hörte es jetzt in heftig disputirenden Gruppen da und dort. Um mich her war rastloses Gewühl, Schreien, Rufen, Fluchen, Lachen. Ich saß still in mir zusammengesunken, ich hätte am liebsten nichts mehr von der Welt gesehen und gehört. Da rief eine Stimme: „Das ist prächtig, Vater, daß ich dich hier treffe!“

Mein Sohn Richard stand vor mir. Er hatte seine Vorlesungen geschlossen und wollte zu uns.

Mit Richard fuhr ich heimwärts.

In eine ganz andere Sphäre des Lebens sah ich hinein, da mir Richard von dem Partei-Zerfall der Professorenwelt berichtete. Selbst die nie wankenden Altäre der Wissenschaft seien in Erschütterung und die persönliche Gereiztheit sei so stark, daß die Preußenfreunde — und Richard gehörte zu ihnen — öffentlichen Beschimpfungen ausgesetzt seien.

Auf der Heimfahrt machten wir Mittag in der Garnisonsstadt; wir hörten, wie wegwerfend von den preußischen Windbeuteln gesprochen wurde.

Sie hätten keine Offiziere, die Pulver gerochen hätten; was in Schleswig-Holstein geschehen sei, hätten die Oestreicher vollbracht und so werde man sie mit Schimpf und Schande heimjagen, wenn sie's zum Kriege kommen ließen.

Aber — ich weiß nicht, tröstete man sich damit, oder glaubte man's — „sie werden es nicht dazu kommen lassen" wurde beständig hinzugesetzt. „Sie haben nur ein großes Maul, ist aber nichts dahinter."

Ich war außer mir; aber Richard bat, mich

schweigend zu verhalten. Es sei gut, daß es endlich so weit sei.

Wer diesen Krieg unternommen, lade eine schwere Schuld auf seine Seele, aber sie müsse übernommen werden. Es sei ein tragisches Geschick, und Niemand könne sagen, wie die Sühne und Lösung sich vollziehe. Die Geschichte der Menschen müsse über die Schuld hinüber zu ihrem Ziele.

Dann wies er auf die Umgebung und setzte hinzu: „Und diese da werden nicht durch Reden bekehrt; sie müssen durch tüchtige Schläge bekehrt werden.“ —

Ich habe gefunden, daß die strenge Geschichte nichts von dem Allem erzählt.

Sie bringt die Ernte unter Dach und bucht das Erträgniß; wer fragt dann, unter welchem Witterungswechsel das gereift ist! Für uns lebendige einzelne Menschen ist das aber keine Kleinigkeit, und so muß ich sagen, dieser sechsundsechziger Krieg war dem Willen der gesammten Nation abgerungen. So weit ich es beurtheilen kann — und ich habe viele Menschen gesprochen — hat auch im preußischen Volk eigentlich Niemand den Krieg gewollt. Die Conservativen wollten ihn nicht, denn ihnen

war Oesterreich trotz alledem der Hort ihrer Prinzipien; die Liberalen wollten ihn nicht, und die Soldaten waren nicht willensfroh. Aber die Nothwendigkeit hatte sich verkörpert im Kopfe eines Staatsmannes. Los von Oesterreich, war die Losung; so hart es uns auch ankam, es mußte vollzogen werden.

Aber die Operation war schwer.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Ein Extrablatt! Der Bundestag hat die deutsche Fahne Schwarzrothgold ausgesteckt," so wurde noch vor Abgang des Zuges von fliegenden Zeitungsverkäufern ausgerufen.

Es war so. Unsere heilig gehaltenen Farben, für die wir verfolgt, eingekerkert und in die Fremde getrieben waren, die wagte nun derselbe Bundestag in der Eschenheimer Gasse auszustellen. Beschmutzt, verunehrt erschien mir unser Heiligthum.

„Es ist die Bekehrung des Sünders in der Sterbestunde, in der er freilich nichts Gutes mehr thun kann," sagte Richard, der wohl erkannte, was in mir vorging.

Bis zur nächsten Garnisonsstadt fuhr ein großer Trupp Soldaten mit uns im Zug. Sie jubelten und sangen.

Aber was für Lieder konnten sie singen?

Die Heuernte hatte bereits begonnen, ein würziger Duft drang zu uns in den Wagen. Die Mähder in den Wiesen, an denen wir vorbeisausten, schauten auf und hoben die Sensen hoch.

Jetzt, da es verwüstet und zerstört werden sollte, jetzt fühlte ich erst recht, wie ich mein Vaterland und zunächst meine Heimath liebte.

Diese Wälder, diese Felder, diese Dörfer sollten zerstört werden, aus den Flammen rings umher Wehgeschrei ertönen. Mir war's, wie wenn man leibhaftig ein theures Angehöriges in Todesgefahr sieht.

Als von der Garnisonsstadt weg der Zug sich in Bewegung setzte, rief ein Soldat: „Großvater!"

Ich erkannte ihn. Es war mein Enkel Martin, der Sohn meiner Tochter Johanna. Er winkte und im Weiterfahren sah ich noch, wie der Unteroffizier ihn an der Brust packte, weil er aus der Reihe heraus einen nicht befohlenen Ruf gegeben hatte.

Unterwegs bemerkte ich, daß auch Funk mit auf unserem Zuge war. Er hielt sich indeß fern von uns. Er hatte einen großen Pack Extrablätter gekauft und vertheilte sie auf den Anhaltepunkten.

Wir kamen in unserer Kreisstadt an. Im Wirthsgarten zum „wilden Mann" unter den frisch angepflanzten jungen Linden warteten wir auf ein Fuhrwerk, und aus dem allgemeinen Elend heraus erfuhr ich da noch ein besonderes.

Ich bin alt genug, um die Schlechtigkeit der Menschen zu kennen, muß aber doch gestehen, daß die Gemeinheit mich noch immer überrascht.

Am Nebentische saß der besondere Trabant Funks, der Bäcker Lerz von Hollerberg mit seiner Frau, und Beide schauten vergnüglich drein. Der Bäcker, ein wohllebiger, allzeit schmunzelnder, wie in der Sättigung nachschmatzender Mann, hatte heute in einer unsaubern Sache einen Reinigungseid geschworen, nach meiner und der allgemeinen Ueberzeugung einen Meineid; aber was kümmern sich die gewissenlosen Wohllebigen darum! Die Sache ist damit todt.

Und da sitzt nun der Bäcker mit seiner Frau. Sie lassen sich auftischen und ihre umherschweifenden Blicke suchen neue Ehre einzusammeln.

Der Bäcker kam zu mir und fragte, ob ich mit ihm heimfahren wolle; denn bei der allgemeinen Requisition war schwer ein Fuhrwerk zu bekommen.

Ich verneinte; glücklicherweise fuhr mein Nachbar, der junge Wiesenbauer, vorüber, der Heu nach der Bahn gebracht hatte, und mit ihm fuhren wir heimwärts.

Draußen vor dem Städtchen ging eine Frauengestalt, die mit einem großen weißen Tuche den Kopf verhüllt hatte und ein in Kissen gewickeltes Kind auf dem Arm trug, am Wegrain.

Sie ging gebeugt, und es ist ein Zeugniß von schwerem Denken, wenn Eines am Wege nicht umschaut, wenn ein schnelles Fuhrwerk hinter ihm herkommt. Da ging das Opfer des Bäcker Lerz.

Der Wiesenbauer, der sogar karg im Worte war, winkte mir auf den Rücksitz zu: „Solch ein Kerl wie der Lerz sollte gar nicht schwören dürfen."

Der Wiesenbauer war eine Zeit lang mein ärgster Feind gewesen; denn ich hatte ihn um sein Bestes gebracht, um Ausübung seiner Bosheit.

Ja, wenn es in diesen Blättern manchmal scheinen mag, als ob ich zu ideal vom Volke denke, so will ich hier sagen: ich habe das Edelste und Höchste in den Menschen aus dem niedern Volke gefunden, aber auch das Gemeinste und

Empörendste. Neid und Tücke ist eine besondere Eigenschaft des Bauern, und das zeigt sich vornehmlich beim Wässern der Wiesen. Auflauern, wenn der Andere die Schleuse gestellt hat, hinausschleichen und sie grade verkehrt auf die eigene Wiese zu stellen, das ist eine besondere Lust.

Es hat nichts geholfen, daß die Obrigkeit verboten hat, am Sonntag die Wiesen zu wässern, und zwar von Samstag zwei Uhr Nachts nicht mehr. Ich habe einen Wasserknecht angestellt, dem allein das Recht zukam, die Fallen zu stellen und aufzuziehen, und wie gesagt, das hat mir der größte Wiesenbesitzer lange nicht vergeben; ich habe ihm seinen Spaß verdorben, Bosheit auszuüben.

Ihm war nicht sowohl der Vortheil recht, als nach Bauernart war sein Hauptspaß, den Herrenbauern, wie sie mich nannten, betrogen zu haben.

Der Wiesenbauer haßte eigentlich mich und Joseph; denn wären wir nicht, wäre er der Erste im Dorf. Nun aber, wo er hinkam, fragte man: „Wie geht's dem Waldfried? Was macht der Joseph Linker?“ Es verdroß ihn, daß man nicht vor Allem nach ihm fragte.

Er hätte auch gern politisch sich aufgethan;

aber er war zu genau, irgend Zeit dafür zu verwenden, und dann sagte auch er: „Solche Leute wie der Funk dürfen eigentlich gar nicht mitreden, der hat nichts hinter sich.“

Als wir bei der Sägmühle unten im Thal anlangten, kam eben ein großer Heuwagen aus der Wiese auf die Straße. Martella saß oben, Rothfuß ging neben den Schweißfuchsen.

Martella stieg ab; sie sah verstört aus. Sie hieß Richard willkommen und fragte mich: „Wo habt ihr denn den Ernst?“

„Wir haben ihn nicht.“

„Wer denn?“

Wir konnten nicht schnell genug antworten, denn Martella rief: „Also muß er mit in den Krieg?“

„Natürlich.“

„Natürlich? natürlich?“ fragte Martella wiederholt.

Sie hielt an, that den Rechen von der Schulter und stützte sich darauf.

Ich sagte ihr, es käme wahrscheinlich nicht zum Kriege und Alles sei nichts als ein Fausterheben gegen einander.

„Das ist nicht wahr," schrie Martella. „Du solltest mir nicht die Unwahrheit sagen."

„Martella, das ist mein Vater!" rief Richard.

„Und der meinige ja auch," fiel sie ein. „Verzeih' mir! Weil du mein Vater bist, mußt du mir verzeihen; sonst wärst du nicht mein Vater, sonst willst du nicht mein Vater sein. Verzeih, verzeih! O, Ernst, sie schießen dir in dein gutes, getreues Herz."

Sie setzte sich am Wegrain nieder und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Sie ließ sich aber zureden, erhob sich und ohne ein Wort weiter zu sprechen, ging sie mit uns zum Hause. Dort verließ sie uns rasch und eilte nach der Scheune. Schnell jedoch kam sie wieder heraus und rief mit lauter Stimme: „Mutter, der Richard ist da!"

Es war ein wunderlich schnelles Hin und Her in dem Kinde.

Meine Frau war besonders erfreut, daß Richard mitgekommen war.

„Bis auf das Eine," sagte sie lächelnd; denn sie konnte sich nicht drein finden, daß Richard nicht heirathen wollte, „bis auf das Eine, triffst du

doch immer das Rechte zur rechten Zeit. Wir brauchen einen Sohn im Hause und brauchen einen Professor. Vielleicht kannst du Martella verständlich machen, was denn Staat und Vaterland ist."

Sie erzählte, daß Martella, die sonst gelehrig und leichtfassend war, gegen diese Begriffe vollständig unzugänglich sei. Das sei freilich in der Herzensbedrängniß doppelt schwer. Und uns selber stehen ja die Ereignisse und Pflichten dieser bittern Zeit wie ein grausam verwirrendes Räthsel vor Augen.

Es schien, als ob das Denken um Martella meiner Frau die Schwere des eigenen Empfindens abnahm. Als ich ihr die Ankunft Bertha's und ihrer Kinder mittheilte, strahlte ihr Antlitz. Sie ging alsbald nach den Zimmern, die sie bewohnen sollten. Sie schien in den leeren Räumen im Voraus die Lust zu genießen, hier bald die Liebsten zu beherbergen.

Von der Begleitung Annettens hatte ich meiner Frau nichts mitgetheilt. Sie hatte aber eine an's Wunderbare grenzende Durchsicht für die Ereignisse und Beziehungen; sie sah Folgerungen, wie auf einer geraden Linie, die Anderen noch unsichtbar

waren. Sie bestimmte sofort zwei große, nach dem Garten gehende Zimmer für Annette.

Martella half Alles im Hause rüsten, als ob ihr gar nichts Schweres im Herzen liege.

Rothfuß klagte mir, daß ihn der Waldteufel — so nannte er bisweilen Martella — Tag und Nacht quäle. Sie wollte wissen, warum man Soldat sein müsse und warum man Krieg führe. Sie schimpfte auf den Fürsten, daß ihr sieben Jahre Illenburg sicher wären, wenn es ruchbar würde.

Sie habe auch schon einmal davonlaufen wollen, um dem Fürsten zu sagen, wie schlecht es sei, den Menschen zu befehlen, daß sie einander todtschießen; er solle ihr wenigstens ihren Bräutigam herausgeben, den ginge die Sache nichts an und sie auch nicht.

Rothfuß rief ebenfalls den Professor zu Hülfe.

Richard lehnte den Auftrag ab, denn es sei nicht nöthig, daß jede Geliebte wisse, warum ihr Schatz in den Krieg müsse. Von dem eben bevorstehenden wisse er ja selber den Grund kaum.

Er versuchte indeß noch einmal mit Martella zu sprechen, und nie habe ich ihn so zitternd und so verwirrt gesehen. Denn Martella rief: „Red' mir

kein Wort! es nützt Alles nichts." Dann umschlang sie, küßte und drückte ihn.

Die Art, wie Martella ihn so inbrünstig küßte, hatte ihn in eine Betäubung versetzt, die ihn lange keine rechte Antwort geben ließ auf das, was man ihm sagte, und er sah so verwirrt und unstet drein, wie noch nie. Ich glaube, ich verstand die Aufregung Richards.

Martella war uns Allen ein Räthsel, für Richard aber wol am meisten.

Was Keinem von uns gelungen war, vollbrachte die einfältige Felsenspinnerin.

Hatte ihr Jemand mitgetheilt, oder wußte sie es aus sich selber? Sie kam zu Martella und sagte: „Kind, du hast es schwer; aber sieh' auf mich, ich hab's noch schwerer. Mein bestes Kind, ja mein einziges — denn die andern ließen mich verdorren — ist nun auch in den Krieg gezogen. Wenn man einen Schatz noch so gern hat, ist es doch kein Sohn, das wirst du auch einmal erfahren, wenn du einen Sohn hast."

Von da an war Martella ruhig. Sie hatte freilich keine Einsicht von dem gewonnen, was der Staat ist, aber sie hatte das Gefühl, daß aller

Menschen Schicksale von einer großen Macht bestimmt werden.

Joseph berichtete uns immer von der Aufregung, die in der ganzen Gegend herrschte. Funk führte das große Wort. Er verkündete, daß jetzt die Zeit komme, wo Deutschland eine freie Eidgenossenschaft werde, wie die benachbarte Schweiz.

Ich glaube nicht, daß auch nur Einer der Hochschimpfer das für ausführbar hielt; aber einstweilen bot es Gelegenheit zu gewaltigen Kraftworten. Wir aber wußten, daß die Demolirung Preußens, wie das Wort hieß, der Anfang dessen war, Deutschland das Schicksal Polens zu bereiten. Und doch kämpften dafür die Unsern: mein Sohn, mein Schwiegersohn und mein Enkel Martin.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Wir sahen vom Erker aus Bertha mit ihren Kindern den Berg heraufkommen. Behend erhob sich meine Frau und öffnete beide Flügelthüren der Stube, als öffnete sie damit weit das Vaterhaus und ihr Mutterherz.

Bertha hatte den Kummer durch Erkenntniß der unabänderlichen Thatsache überwunden und sah wieder wie allzeit so frisch aus, als ob sie eben aus einem belebenden Bade käme.

Sofort nach der ersten Begrüßung fragte meine Frau nach Ernst.

Bertha hatte ihn nur einmal gesehen, denn sein Rittmeister hatte ihn nach dem Oberland geschickt, um einen Pferdetransport zu holen.

„Das ist nicht gut, das hätte man nicht thun sollen. O, Ernst, armer Ernst!" rief meine Frau in jähem Schrei.

Sie erblaßte und sank in einen Stuhl, wir fürchteten eine Ohnmacht. Bertha umfaßte sie, aber sie richtete sich schnell wieder auf; nur ihre Lippen zitterten. Sie erklärte nicht, warum sie die Aussendung Ernsts so übel gethan fand. Sie geleitete Bertha in ihr Zimmer, nahm den kleinen Viktor auf den Schoß und ihm die blonden Haare streichelnd, sagte sie: „Genau so, nur hat er blaue Augen, genau so hat er ausgesehen als kleines Kind."

„Ja," bestätigte Bertha, „mein Mann findet auch, daß Viktor dem Ernst so sehr gleicht."

„Und Onkel Ernst hat mir ein Beutepferd versprochen," rief Viktor.

„Hat er das?" sagte meine Frau, und ihr Gesicht wurde wunderbar heiter. „Hat er das? Dann ist's gut, ganz gut. Freilich immer noch traurig. Aber das müssen ja Andere auch tragen."

Die erste Begegnung Martella's mit Bertha und Annette ergab in der jetzigen Bewegtheit der Gemüther leicht eine gegenseitige Annäherung.

Bertha hatte Martella von Ernst zu berichten, und wie sie so die Hand des fremden Kindes hielt, mochte dieses die Geradheit und sichere Natur

Bertha's empfinden; denn es sah mit funkelnden Augen in ihr Antlitz.

Martella fragte Bertha, ob Ernst nicht den Ring geschickt habe, der zerbrochen gewesen sei.

Bertha verneinte.

Sie that einen Ring vom Finger und wollte ihn Martella schenken, aber diese lehnte ab.

Als Annette beide Hände nach Martella ausstreckte und ihr sagte, sie habe sich schon lange danach gesehnt, sie kennen zu lernen, schaute Martella verwirrt zu Boden, und als sie den Blick erhob, sagte sie, auf ein hellgrünes Halstuch deutend: „Das ist wunderschön."

Schnell knüpfte Annette das Halstuch ab und schlang es ihr um den Hals.

„Es ist noch warm," sagte Martella, und Annette rief: „Das ist mir lieb; nimm das als ein Zeichen!"

Bertha, die sich sonst nicht in Empfindungen erging, sagte, als sie wieder in der Stube bei uns war: „Jetzt wollen wir Alle einander doppelt und dreifach Liebes und Gutes thun und Geduld mit allen Launen haben. Nur so können wir diese Schreckenszeit aushalten." Bertha und ihre neunjährige Tochter Clotilde, ein feines und schlankes

Kind, verstanden, die Großmutter mit einer schmiegsamen Zuvorkommenheit zu umgeben, so daß sie, die sonst immer nur Anderen diente, sie gewähren lassen mußte.

Martella hielt sich wieder fast ausschließlich zu Rothfuß und Viktor gehörte unzertrennlich zu den Beiden. Er fuhr mit ihnen in's Feld und in den Wald, und es ließ sich nicht sagen, wer glücklicher war, Rothfuß das alte, oder Viktor das junge Kind. Es ließ sich auch nicht sagen, wer wilder umhertollte, Viktor oder Martella; denn diese schien über dem jungen Gespielen mit der Soldatenmütze Alles zu vergessen und war glücklich, ihre Behendigkeit im Springen zu zeigen.

Bertha behauptete, Martella habe bei aller Derbheit wunderbar graziöse Bewegungen, und Viktor konnte es ihr nicht nachthun, sich fünf, sechs Mal nach einander auf Einem Fuße zu drehen.

Annette erregte schon am ersten Tage großes Aufsehen im Dorfe.

Sie bestieg den Kirchthurm, wohin noch Niemand von uns gekommen war.

Aus der Luke an der Glockenstube winkte sie so lange mit einem weißen Tuche, bis wir sie

bemerkt hatten und ihr Zeichen gaben. Alles im Dorfe, was nicht im Felde war, stand in Gruppen und schaute auf nach dem Kirchthurm.

Als sie zu Tische kam, erzählte sie, wie sie bereits Alles wisse. Der Schulmeister habe ihr vom Walde erzählt, den meine Frau gepflanzt, und sie habe schon drunten am Gustabrunnen getrunken. Das Wasser schmecke wie lauter Thau.

„Ach, und wie gut haben Sie's, stets im Eigenen zu sein! Die Luft, die Sie athmen, ist Ihnen eigen."

Sie sprach viel und manches Ergötzliche; dabei fragte sie Richard so viel, daß dieser unwillig dreinschaute und bald vom Tische aufstand.

„Ich sehe es dem Herrn Professor an," sagte Annette, „daß er musikalisch sein muß. Ist er's nicht?"

„Allerdings. Er gilt als vorzüglicher Violoncellspieler."

„Ich kann schwören, daß ich Niemand gefragt habe, und bin glücklich, daß mich mein Gefühl nicht getäuscht hat."

Während Annette die Schulmeisterin besuchte, gab Richard seinen Mißmuth über sie kund;

aber die Mutter beschwichtigte ihn. Annette habe keine Freude am stillen Besitz, sie scheine immer mittheilen zu wollen; sie sei offenbar eine sehr gastliche Natur und werde schon zur Ruhe kommen.

In diesen ersten Tagen, während man von draußen nichts hörte, und die Zeitungen sogar über die Marschbewegungen schwiegen, hielt uns Annette mit ihrer völlig neuen Weise in beständiger Anregung. Man hätte ihr fast zürnen mögen über die Unruhe, in die sie Jeden versetzte, vor Allem Richard; und doch half uns diese Unruhe über die andere hinweg.

Das große Eckzimmer im Erdgeschoß unseres Hauses hatte der Vater meiner Frau zu einem wahren Schönheitstempel gemacht. Er hatte nach und nach Abgüsse der besten Antiken angeschafft, und sie standen an den Wänden und auf Tischen in anmuthender Wohlordnung, und dazwischen hingen schöne Kupferstiche.

Hierher in die Einsamkeit des Waldes waren die ewigen Urbilder des Schönen gebracht, und uns Allen war immer besonders wohl in Athen, wie Richard scherzweise diese Stube nannte.

Annette war höchlich überrascht, solche Schätze

hier zu finden und sagte zu Richard: „Diese unvergänglichen Bilder einer vergangenen großen Kultur sind doch überall daheim. Weil sie nichts mehr oder eigentlich gar nichts mit unserm Modeleben zu thun haben, darum sind sie ewig. Meinen Sie nicht auch?“

Sie that's nicht anders, man mußte ihr immer antworten.

Dann konnte sie wieder schnell hinzufügen: „Ich verstehe jetzt die Niobe da. Das ist die Felsenspinnerin.“

Als wir laut auflachten, fuhr sie fort: „Bitte, ich meine, sie ist die Verkörperung des Mutterschmerzes im Kriege.“

Auf eine Statue der Iphigenia zeigend fragte sie: „Herr Professor, können Sie mir nicht sagen, womit eine griechische Priesterin sich den ganzen Tag vertrieben hat? Man kann doch nicht beständig opfern und große Gedanken singen. Wie?“

Richard bekannte, daß er darauf nicht zu antworten wisse, und Annette war überaus lustig, daß sie den Professor überfragt habe. Sie ließ ihm aber keine Ruhe.

Sie hatte nur aus Büchern entnommene Vor-

stellungen vom Landleben sowie vom Waldleben und fand es geradezu entsetzlich, daß immer von Waldnutzung und Geldwerth der Bäume die Rede war.

Bei allem Ueberschwänglichen, ich möchte sagen Ueberspringenden, hatte sie doch wieder einen stark ausgebildeten Sinn für das Einzelleben, ja sogar für Zahlen. Beim Ausblick auf ein schön gelegenes Dorf fragte sie regelmäßig, wie viel Einwohner es habe, wie der Vermögensstand der Leute sei, wie sie leben, und so mußte ich ihr auch meinen ganzen Hausstand darlegen: wie viel Morgen schlagbaren Wald, wie viel Jungwald ich habe, wie groß das jährliche Erträgniß sei, welchen Viehstand mir meine Wiesen gestatten, den Fruchtertrag meiner Aecker, und wie die Arbeit unter den vier Knechten und drei Mägden vertheilt sei.

Sie durchmusterte dann das ganze Haus vom Stall bis zum Speicher. Die Vereinigung der höheren Bildungsprodukte mit dem unmittelbaren Ackerbauleben erschien ihr besonders anmuthend, wie denn eine gewisse gediegene Fülle und der gute Geschmack in unserer Hauseinrichtung, den wir noch aus

dem altbefestigten Wohlstand meines Schwiegervaters erhalten und nach unserer Weise erneut hatten, Jeglichen freundlich anmuthete.

Annette fand mit gutem Takte, daß die beste Lage für die Aufstellung unseres Hauses gewonnen war. Die dahinterliegende Bergmulde schützte es von drei Seiten, ohne so nahe zu sein, daß sie die Lufterneuerung verhinderte, die regelmäßig jeden Abend vom Thal aus sich vollzog, bei Sonnenuntergang einen leisen Wind erzeugte und alle Dünste mit fortnahm, so daß der allnächtliche Schlaf in frischem Athem gesund und erkräftigend war. Eine Scheune, die der Wiesenbauer so hingesetzt hatte, daß sie mir von der Thalseite ein Stück Aussicht versperrte, war Annetten ein großes Aergerniß.

Sie wollte von Richard wissen, woher die Luft hier so labend kühl sei, und als er ihr Gesetz und Maß des Thauniederschlages erklärte, war sie überaus dankbar.

Dabei war sie von einer überraschenden Aufrichtigkeit; denn sie rief einmal: „Ich glaube Ihnen, daß Sie Freude am Vogelgesang haben, aber ehrlich gestanden, ich habe sie nicht. Es ist anmuthig, daß das Thierchen im Grünen so lustig ist; aber

schön sind diese Töne doch nicht, so ohne Zusammenhang, ohne Ausdruck! Ich finde, daß der Fink nicht mehr Töne der Skala hat, als der Haushahn. Und warum finden wir den Finkenschlag schöner?“

Richard war oft ärgerlich über Annette, wie sie immer Andere beschäftigte und von ihm besonders eine Billigung ihres Wesens verlangte; er behauptete, es fehle jeder Rhythmus in ihren Seelenbewegungen.

Annetten gegenüber trat die anders geartete Natur Bertha's ganz besonders heraus.

Wenn Bertha und Annette einander gegenübersaßen und sprachen, blieb Annette immer zurückgelehnt, Bertha dagegen bog sich beim Reden und Hören immer zu ihr vor, und wenn Annette lachte, lehnte sie den Kopf auf die Stuhllehne zurück und war wie hingegossen.

Wohin Bertha kam, erwies sie eine Wohlthat rein durch ihre Erscheinung, Annette hatte das Gefühl, daß sie immer etwas leisten müsse, um den Menschen etwas zu sein.

Bertha behielt bei aller Liebe eine gewisse kühle Haltung gegen Martella, Annette machte sich ihr schwesterlich zutraulich. Sie kannte kein anderes Verhältniß, als ganz nahe oder ganz fremd.

Das Alles bemerkte Richard gegen mich, und es erschreckte mich fast, wie er Annette so ständig beobachtete.

Er mußte aber der Mutter Recht geben, da sie sagte: „Ihre Weise, für Jegliches, was sie beschäftigt, Theilnahme zu fordern, ist doch auch harmlose Kindlichkeit. Kinder meinen stets, der Zustand ihrer Peitsche oder ihrer Puppe interessirt auch Andere als Hauptsache. Und dann vergiß nicht, Annette ist voll Theilnahme für jegliches Begegniß, und das setzt sie auch an Andern für sich voraus.“

Annette hatte vom Schulhause aus einen Besuch bei meinem Neffen Joseph gemacht, der mit ihrem Bruder, einem Rechtsanwalt in der Hauptstadt, befreundet war. Sie fand da wohleingerichtete Zimmer, und nach wenigen Tagen zog sie aus unserm Hause nach dem Josephs. Sie bekannte offen, sie sei zu unruhig für unser Haus, und es sei besser, sie komme nur auf Stunden.

Alsbald begann sie bei Joseph alle Möbel umzustellen und das Ueberladene auszuräumen, und andern Tages, während nach ihren Anordnungen in ihren Zimmern gehämmert und gehobelt wurde,

fuhr sie nach der Stadt zur Familie des Kreisdirektors, mit der sie von früher befreundet war.

Am Abend kam sie wieder mit der ältesten Tochter desselben, die sie nun als Gesellschafterin bei sich behalten wollte. Bald nach ihr kam ein großer Wagen mit Causeusen, Wiegestühlen und allerlei bequemlichem Hausrath.

Annette wollte hier recht ruhig und beschaulich leben, aber zu jeder Tageszeit sah man sie im Dorfe; sie drang schnell in alle Verhältnisse desselben ein, und wie sie in ihren Zimmern die Möbel umgestellt hatte, so daß es nun in der That wohnlich und geschmackvoll aussah, so wollte sie auch in den Häusern der Holzknechte — denn die Großbäuerinnen verhielten sich ablehnend — umgestaltend eingreifen. Wenn sie Jemand im Dorfe begegnete, grüßte sie zuvorkommend und fragte Alt und Jung, was sie heute zu Mittag gegessen hätten; sie behauptete, das sei das Wichtigste. Die Leute aber machten sich den Spaß, sie tapfer anzulügen.

Mit der Frau des Lehrers hatte sie sich schnell befreundet, im Pfarrhause dagegen fühlte sie sich abgestoßen.

Zweites Kapitel.

Mein Pfarrer ist armer Leute Kind, Sohn eines Kanzleidieners. Er soll sich durch großen Fleiß ausgezeichnet haben; von Genie ist keine Rede bei ihm. Er versieht sein Amt ordnungsmäßig, aber kalt, mechanisch. Im Sommer verbringt er große Zeit mit Fischangeln, im Winter ist er fast immer zu Hause. Er versteht die Art des Schachspiels, in der Einer mit sich selbst spielt. Sein Vater ist früh gestorben, er hat viele Geschwister, und um der Mutter und den Geschwistern aufzuhelfen, hat er ein halbblödsinniges reiches Mädchen geheirathet. Er kommt nie mit ihr unter die Leute; am Staatsleben nimmt er gar keinen Antheil.

Vordem ließ er jeden Bettler zu sich in seine Stube kommen und sagte: „Was nützt es dir, wenn ich dir auf eine Stunde helfe? Komm her!“ und er

las dem Bettler eine Predigt oder ein Kapitel aus der Bibel vor. Seitdem meiden die Bettler sein Haus.

Mein Schullehrer dagegen ist ein aufgeweckter Kopf. Er hat sich Anno achtundvierzig auch bei der Bewegung betheiligt, kam in Untersuchung und wurde freigesprochen. Seitdem will er nichts mehr vom Staatsleben wissen. Er hat auch vermöglich geheirathet und hat eine überaus kluge Frau.

Der Pfarrer ist kinderlos, der Schullehrer hat drei Kinder: zwei Söhne, wovon der eine Kaufmann in der Festung, der andere, ein Mechaniker, in Amerika lebt und dort ein bedeutendes Geschäft haben soll. Die Tochter ist an den Weg-Inspektor verheirathet. Der Schulmeister setzt einen eigenen Stolz darein, daß er sagen kann: „Gebe ich morgen mein Amt auf, hab' ich so viel, daß ich leben kann.“ Und dazu hat auch die Sparsamkeit und Gewandtheit der Frau viel beigetragen. Die beiden Leute leben still für sich, sehen rund und frisch aus und haben, wie das häufig vorkommt, in den langen Jahren des Beisammenseins eine geschwisterliche Aehnlichkeit bekommen.

Die Frau des Lehrers hatte in ihrem Garten

eine ergiebige Blumenzucht. Die Händler aus den Badeorten der Umgegend holten täglich bei ihr Alles, was aufgeblüht war, und das brachte ein bedeutsames Erträgniß.

Jetzt in der Kriegszeit, da die Badeorte öde und verlassen waren, verblühten die Blumen hier.

Annette unterwies die Lehrerin in der Kunst, Blumen zu trocknen und in schöne Sträuße zu binden.

Im Garten der Lehrerin taglöhnerte auch die sogenannte Felsenspinnerin, die Mutter Karl's, die draußen am Felsen in ihrem kleinen Häuschen wohnte.

Das magere, gekrümmte alte Weibchen, das wundersam helle blitzende Augen hatte, zog Annette sehr an, und sie fand es zunächst anmuthend, daß die fast Stocktaube doch so viel Freude durch das Auge habe.

Während dieses Sommers schälte die Felsenspinnerin, wie sie das alljährlich gethan hatte, die Zweige des Faulbaumes und band die geschälten Stöcke in Bündel. Annette stiftete großes Unheil an, indem sie der Frau deutlich machte — sie hatte das erst gestern vom Professor gehört —

daß man aus diesem Holze Pulver bereite. Die Felsenspinnerin wollte es nicht mehr berühren, aber sie hatte die Arbeit übernommen und mußte sie ausführen; sie murmelte immer leise Worte dabei.

Durch Annette mit ihrem Eindringen in das intimere Leben der Menschen ist mir Vieles in meinem Dorfe klarer und bedeutsamer geworden.

Ich erzählte ihr die Geschichte der Felsenspinnerin. Sie hatte einen Mann, schön und groß, der eine Anstellung als Wegknecht hatte, aber all seinen Verdienst in der Schänke verthat. Dazu war er noch ein Jägdler, der am liebsten mit dem Förster und den Jagdpächtern aus der Stadt im Wald umherlief und ein Wild erlegte.

Während deß erzog die Frau ihre vier Kinder aus ihrem Taglohn, und die Kinder waren immer von den bestgehaltenen im Dorfe. Wollte man sie beklagen, daß sie einen so leichtsinnigen Mann habe, dann sagte sie: „O, das ist gut! wenn er nicht so liederlich wäre, hätte ich ihn nicht bekommen. Er hätte eine bessere und schönere und reichere genommen, als ich bin.“

Als die Eisenbahn gebaut wurde, gab der Mann seine kleine Bedienstung auf und arbeitete drunten

im Thale, aber er brachte keinen Heller von seinem Verdienst heim; ja, als einmal eine größere Summe ausbezahlt wurde, kam er mit zwei Kameraden in einer Kutsche angefahren, und sie ruhten nicht, bis der letzte Kreuzer verthan war.

Nie aber hörte man ein Klagewort von der Frau, und als bei einer Sprengung der Mann von einem Felsen erschlagen wurde, jammerte sie: „Er war der beste Mann von der Welt."

Zwei ihrer Söhne und eine Tochter, die in Mühlhausen im Elsaß arbeiteten, leisteten der Mutter nichts. Nur Karl, der Knecht Josephs, der jetzt im Felde stand, gab der Mutter seinen ganzen Verdienst. Er duldete nicht, daß sie von irgend wem ein Geschenk annehme.

Als Annette das gehört hatte, war sie voll ständiger Aufmerksamkeit gegen die Felsenspinnerin. Es bedurfte aber vieler schlauen Künste, um ihr ein Gutes zu thun.

Daneben war es noch mißlich, daß die Felsenspinnerin so undeutlich sprach, daß außer ihrem Sohne Karl und der Lehrerin sie oft Niemand verstand.

Richard und Bertha sahen dem Treiben Annet-

tens kopfschüttelnd zu und konnten ihre Bemerkungen nicht zurückhalten. Aber meine Frau hielt ihnen stets entgegen, wie Annette eine thätige Natur sei, die nur dadurch sich selber helfe, daß sie Anderen helfen könne; sie habe sich der Bemeineideten des Bäcker Lerz und ihres Kindes angenommen und gebe den Geistlichen in den Dörfern weit umher namhafte Geschenke für ihre Armen. Auch sei es ihr hoch anzurechnen, daß sie sich durch keine Herbheiten verscheuchen lasse.

Davon zeigte sich bald ein erheiterndes Beweisstück.

Annette hatte sich am Sonntagnachmittag, während wir auf der Laube oben saßen, zu Rothfuß und Martella auf die Bank vor dem Haus gesetzt. Sie forschte Rothfuß aus, wie er seine Pferde liebe und die Kühe und Ochsen.

Rothfuß wußte nichts davon, daß er sie liebe. Er sagte nur: „Man muß sie gehörig füttern und sie müssen dann gehörig schaffen.“

Sie ärgerte sich, daß das Geläute der Kühe, die auf den Waldblößen weideten, nicht zusammenstimmte. Sie wollte gestimmte Glocken kaufen und sie den Leuten schenken.

Sie sprach sehr vertraulich mit Rothfuß und Martella und bat, sie als Ihresgleichen zu betrachten.

Da sagte Rothfuß: „Ich bin mit den Juden ganz gut; ich mache keinen Unterschied. Da, wo ich her bin, da wohnen auch viele Juden, und ich bin ganz gut Kamerad mit ihnen gewesen; zwei, des schlappeten Mendels Elje und des rothen Herzles Jokef haben mit mir im selben Regiment gedient, und in meinem Dorf war ein Prachtmädle, man hat's das Schönle geheißen, stark und gesund und lustig, es hat gern mit mir getanzt, und wenn ich hätt' heirathen können, die hätt' ich haben müssen, und sie hätt' mich auch genommen. Sie können mir's glauben.

Sie sind eine gescheidte Frau, mit Ihnen kann man Alles bereden. Die Baronin Arven, die hat einmal zu mir gesagt: Halte er die Mütze in der Hand, wenn er mit mir spricht. Sie sind besser.

Ja, so ist's, mein erster Schatz ist eine Jüdin gewesen.

Und der Pferdehändler Meyerle, der kommt auch oft zu uns. Er sieht Ihnen gleich. Ist er

verwandt mit Ihnen? Ich duze mich mit ihm. Er ist ein durchtriebener Kerl, aber ein Mann von Wort und gibt allemal zwei Kronenthaler Trinkgeld. Jetzt will er preußische Thaler draus machen, das gilt aber nicht.

Die Juden sind in allen Dingen gerade so wie wir. Nur eins können sie nicht, sie können nicht ordentlich trinken, und sie thun's auch nicht; aber sonst sind sie gerade wie wir. Nasser als naß kann kein Mensch werden."

„Und du, Martella," fragte Annette, „wie denkst denn du von den Juden?"

„Ich? Ich denke gar nicht von ihnen, ich will nichts von ihnen. Im Wald haben sie immer gesagt, meine Mutter muß eine Jüdin sein. Es ist aber nicht wahr."

„Wer ist denn deine Mutter?"

„Wer? Die Madam Kukuk. Fragen Sie sie nur!"

Martella stand auf und ging davon.

Annette kam zu uns und erzählte Alles genau, indem sie hinzufügte:

„Man macht doch immer neue, interessante Wahrnehmungen. Rothfuß und Martella betrachten

sich als Religionsadelige und lassen mir ihre Gunst angedeihen. Ich nehme sie dankbar an."

Meine Frau aber betrachtete uns mit einem großen Blick, in dem ganz deutlich zu lesen war: „Da seht ihr's, sie ist eine freie, unzerstörbar gutmüthige Natur."

Bei aller Liebe und Achtung für uns hatte Annette aber doch ein besonderes Behagen am vertraulichen Verhältniß zum Hause des Barons Arven in unserer Nachbarschaft. Das stammte vielleicht noch aus ihrer ehemaligen Zurückgesetztheit.

Eine Freude hatten wir indeß bald durch ihr unruhiges Hin- und Herfahren.

Drüben über der Grenze, dort, wo ich noch einen großen Wald hatte, lebte ein junger adliger Förster, der ein Verwandter von Annettens Mann war. Wir hatten einander bisher fremd gestanden, aber Annette wußte ihn und seine Frau in unsern Kreis zu ziehen, und wir erquickten uns an den frischen, so hoch gebildeten als einfachen Menschen.

Die junge Frau — bei unserer weitverzweigten Familie stellte sich bald eine Verwandtschaft heraus — war die Tochter eines höheren Beamten. Sie

lebte nun im Walde und erhielt sich ein höheres Geistesleben, zumal auch durch gute Musik. Dabei wußte sie drei kernhafte Knaben gut zu erziehen, und wir Alle waren erfreut, da sie uns erklärte, sie wende nur zwei Grundsätze an: Wahrheit und Gehorsam. Darauf werde streng und unnachsichtlich gehalten, und die Burschen, darunter ein Zwillingspaar, gediehen in jeder Weise.

Das neue Element, das Annette in unsern Kreis brachte, bewirkte, daß wir manchmal vergaßen, wie die nächste Stunde uns die bittersten Nachrichten bringen konnte.

Sie kamen.

Drittes Kapitel.

Es war am Abend. Die Glocken läuteten vom Thale und im Dorfe so hell und widertönten von den Waldbergen drüben; im Jungwald beim Steinmäuerle glänzte der Widerschein des Abendroths, daß Alles in goldenen Duft getaucht wie durchleuchtet war.

Wir saßen still auf der Laube, und Jedes dachte wol bei sich: vielleicht in dieser Stunde morden Menschen, ja Brüder desselben Volkes einander in offener Feldschlacht.

Mit bescheidener, leiser Stimme und ohne alle Ueberschwänglichkeit pries Annette das Glück meiner Frau, den Wald da drüben gepflanzt zu haben.

Jetzt sahen wir ein Fuhrwerk den Berg herankommen.

„Das ist der Vater!" rief die Tochter des Kreisdirektors und eilte ihm entgegen.

Wir sahen, wie der Vater den Schlag öffnete und die Tochter zu sich in den Wagen sitzen ließ.

Annette sagte, sie habe angeordnet, daß die Telegramme stets an Herrn von Rontheim kämen, der sie dann auf dem schnellsten Wege hierher beförderе. Es müsse Wichtiges sein, da er selbst komme. Was er aber auch bringe, wir wollten einander aufrichten und halten.

Rontheim trat ein.

Er brachte die Nachricht von einem großen Siege der Oesterreicher, die in Schlesien eingedrungen waren. Die Art, wie er das berichtete, entsprach unserer Empfindung. Es war nichts von Siegesjubel dabei. Ein kurzes Telegramm hatte die Nachricht verkündet.

Mir schien, daß Rontheim besonders befangen war. Er entfernte sich auch bald mit seiner Tochter und Annette. Nach einer Weile kam Joseph und sagte mir heimlich, ich solle mit Richard in sein Haus kommen.

Mich durchbebte ein Schreck. Da geht Schlimmes vor.

Ich wußte nicht was, aber ich fürchtete.

Ich kam in das Zimmer Annettens. Rontheim

saß am Tisch, auf dem die Lampe brannte. Er hielt ein Zeitungsblatt in der Hand. Er stand nicht auf, sondern bat nur, daß auch ich mich setzte.

Er faßte meine Hand und sagte: „Sie sind ein starker Mann ... ein rechtschaffener Vater ... Kein Vater kann für sein Kind ... Ihr Sohn Ernst ist fahnenflüchtig ...“

Da steht's! Ich habe das mit eigener Hand geschrieben. Wer mir damals gesagt hätte, daß ich das können würde! Aber was mir das Herz zerriß und das Hirn zerwühlte, das kann ich auch heute noch nicht sagen. Nur das weiß ich, ich spürte es wie eine Kugel mir in's Hirn dringen und wunderte mich, daß ich doch noch diesen deutlichen Gedanken hatte. Ich sah, wie mein Sohn Richard mich umhalste. Ich hörte noch, wie er rief: „Vater, lieber Vater!“ dann war's vorbei.

Als ich wieder erwachte, war meine erste Empfindung: Warum wieder leben? Du hattest ja den Tod überwunden.

Aber sofort schoß mir der Gedanke auf: Ach die Mutter! Sie hat's geahnt. Wie wird sie es ertragen?

Annette trat auf mich zu, und als erriethe sie mein Sinnen, sagte sie mit thränenerstickter Stimme: „Der Mutter sagen Sie heute Nacht nichts davon. Am Morgen, dem kommenden Tag entgegen .... Wenn Sie wünschen, daß ich es ihr mittheile, ich bin bereit ... O, wie sind Ihre Hände so kalt!"

Sie kniete nieder und küßte mir die Hände.

Der Kreisdirektor hatte Richard das Zeitungsblatt überreicht; ich sah es in seiner Hand zittern. Ich ließ mir das Blatt reichen; ich las — den Steckbrief gegen meinen Sohn.

Als ich endlich heimkehrte, mußte ich mich zum ersten Mal auf meinen Sohn Richard stützen. Annette hatte gebeten, mich begleiten zu dürfen, das unruhige, hastige Wesen war lauter Demuth und Hülfsbereitschaft geworden. Wir lehnten ab.

Ich kam an mein Haus.

Da steht es, breit und wohlgefügt, aber da zieht keine Freude mehr ein.

In der Blutbuche wehte der Thalwind, der Röhrbrunnen rauschte und quoll, und der helle Mond glitzerte im Wasserstrahl. Das sieht man Alles wieder und doch — „tag'äglicher Selbstmord!"

„Was sagst du, Vater? Was meinst du damit?“ fragte Richard.

Ich merkte erst jetzt, daß ich das Wort gesprochen.

Für Ernst, für mein armes Kind, begann kein Tag mehr mit Leben. Tagtäglicher Selbstmord — in dies Wort drängte sich mir seine That zusammen. Ich mußte mich auf die Freitreppe setzen, und erst jetzt konnte ich weinen.

Wie oft war Ernst hier auf und abgerannt, wie wendete er damals, da er als kleines Kind zum ersten Mal auf allen Vieren die Treppe hinan kletterte, den hellen Kopf mit den blonden Locken nach mir, da ich ihn anrief, und hielt ruhig, bis ich kam und ihn auf den Arm nahm.

Jetzt hatte er einen ruhelosen Dämon hieher gebannt, gegen den es keinen Anruf, keine Beschwörungsformel gibt.

Noch ganz deutlich erinnere ich mich, wie mir's durch die Seele ging: wenn man nur alles Elend und allen Schmerz auf sein eigen Haupt und in sein eigen Herz sammeln könnte, um es zu tragen für die Anderen!

„Herr! warum sitzet Ihr auf Euerer eigenen

Schwelle, wie ein fremder Bettler?" redete mich unversehens Rothfuß an. „Hab' schon gehört, was unser Unband, der Ernst gethan hat. Kränkt Euch das Herz darum nicht ab! Es hilft nichts. In der Welt muß Jeder selber seine Haut zu Markte tragen. Freilich ist's schlecht. Aber Courage ist doch dabei. Hunderte und Tausende möchten thun, was er, und sie folgen der Trommel Rembedebem — und thun stolz damit. Und wissen Sie, was ich denke? Lassen Sie mich nur reden, Herr Professor, ich weiß, was ich sag'. Ich sag', jede große Familie muß ihren Trottel haben, oder einen Nichtsnutz. Und da will ich doch tausendmal lieber einen Nichtsnutz, als wie einen Trottel, wo Einem die Haare zu Berg stehen, wenn man ihn nur sieht.

Ja, meine Mutter hat Recht gehabt. Besser sauer, als faul, hat sie im Sprüchwort gehabt, und so ist's: besser sauer, als faul und — und — schlecht hören ist nicht so arg, wie schlecht sehen.

In jeder Familie ist etwas; es ist, wie jene arme Frau gesagt hat: überall ist etwas, nur in meinem Schmalzhafen ist nichts."

Rothfuß richtete mich auch leiblich wieder auf.

Ich ging mit ihm die Treppe hinan in die Stube. Er zog mir die Stiefel ab und war voll Bedachtsamkeit.

Mit leiser Stimme erbat er sich's, der Meisterin morgen früh die Nachricht beizubringen, denn er sei der Tauglichste dafür. Er wolle es ihr so sagen, daß sie es für dummes Geschwätz halte und ihn ausschelte, oder doch einen Zorn auf ihn werfe. Das sei gar gut, da verrauche der erste Jast, und dann trage man das Schwere besser.

Daneben wünschte Rothfuß, wenn er nur etwas wüßte, um dem Funk sein böses Maul zu stopfen. Alle anderen Menschen seien gewiß so betrübt wie wir.

Da war's. Die ganze schadenfrohe oder auch mitleidige Welt war herbeigerufen.

Aber was liegt an der Welt! Sie kann dir diesen Schmerz nicht mehren und nicht mindern.

Ich habe viel bitteres Leid erfahren, ich habe in die Grube gesehen, darin man mein Liebstes auf Erden versenkte; aber kein Schmerz gleicht dem um ein im Leben verlorenes Kind.

Der erste Morgendämmer zeigte sich am Himmel, die Vögel in den Bäumen zwitscherten, die Sonne

kommt wieder, alles Leben erwacht, und jetzt endlich fand ich eine Stunde Schlaf.

„Schlafmörder!" Mit diesem Wort erwachte ich aus dem Schlafe oder war ich vielmehr ganz wach am Morgen.

Wie kann er ruhen, sich der Speise und des Trankes freuen, während er weiß, daß die Eltern um ihn bangen!

Es ist mir oft gesagt, und es spricht sich leicht: Du mußt herzhaft einen Strich durch seinen Namen machen.

Ja herzhaft! Ueber das Wort kommt man nicht hinüber.

Meine Frau schlief die ganze Nacht sanft und athmete leicht. Wird ihr je wieder solch ein erquickender Schlaf zu Theil werden?

Viertes Kapitel.

Der Morgen war frisch und klar. Wir saßen um den Familientisch, und Jedes hatte zwiefaches Bangen in der Seele. Wir trugen den Trauergedanken, und der sollte jetzt auf das Mutterherz übergehen.

Richard hatte Bertha die Kunde mitgetheilt.

Die Mutter sah Bertha oftmals an und verwies ihr endlich, daß sie wieder geweint habe. Man müsse das Unabänderliche gelassen tragen; wir Menschen seien wie die Pflanzen des Feldes, die still halten müssen, wenn aus der oberen Schicht ein Gewitter losbricht.

Bertha antwortete nicht, und wir sahen einander flüchtig an.

Wird die Mutter auch in den nächsten Minuten diese Kraft bewahren?

Rothfuß knallte vor dem Hause. Er fuhr mit Martella in's Feld.

Draußen wollte er ihr die Sache mittheilen; da sollte sie sich austoben und keinen Lärm im Hause machen.

Auch Viktor fuhr mit ihnen.

Meine Frau fragte, ob denn die Zeitung noch nicht gekommen sei, warum ich sie nicht lese, und sie wolle wissen, was vorgeht.

Jetzt war der Augenblick da. Ich sammelte alle mir noch verbliebene Kraft und sagte: „Wir halten dich beim Wort. Man muß das Unabänderliche gelassen tragen. —

„Was ist? was ist?"

„Unser Sohn Ernst ist — entflohen."

„Doch? doch?" rief meine Frau und legte die geballten Fäuste auf's Herz und preßte die Lippen zusammen und starrte drein.

Die Kinder und ich faßten ihre Hände, ihre Stirn.

„Nur eine Sekunde laßt mich!" flüsterte sie. „So! so! ich kann wieder athmen. Und jetzt bitte ich: still! still!"

Sie schloß die Augen, und lautlos waren wir

Alle. Die Uhren gingen im schnellen Takt, und draußen sang ein Distelfink unaufhörlich.

Jetzt that die Mutter die Hände vom Gesichte. Die Thränen quollen hervor; sie ließ sie rinnen. Sie faltete die Hände auf der Brust, und leise, ohne einen lauten Ton des Schmerzes klagte sie:

„O, mein Sohn, mein armer Sohn! mein armes, unglückliches Kind! Unstet und flüchtig bist du nun immerdar in der weiten Welt, heimathlos, verirrt, verwirrt, ein wandelnder Zeuge der Verwirrung daheim, ruhelos, uneins, zerrissen.

Sein Herz ist in Unordnung. Ach, man kann einen Menschen schneller und leichter verderben, als verbessern.

Wer diesen Krieg gerecht findet vor Gott, der stehe auf und stoße meinem Sohn das Schwert in die Brust."

Bei den letzten Worten hatte sie sich erhoben; jetzt sank sie wieder zurück. Sie richtete sich aber gewaltsam auf und fragte: „Weiß schon Martella?" Ich entgegnete, daß Rothfuß sie mit in's Feld genommen, um ihr dort Alles zu sagen.

„Gut," antwortete sie. „Gib mir die Zeitung, ich will den Steckbrief lesen. Also darum ist der

Kreisdirektor gestern gekommen und ohne Abschied wieder fort? Gib mir den Steckbrief, den jetzt Tausende lesen. Ich bin die Mutter!"

Ich mußte ihr sagen, daß ich das Blatt Rothfuß gegeben, der es als Zeugniß verlangte, damit es Martella glaube.

Die Mutter nickte und sagte: „Ja, Martella! Ich will euch etwas sagen. Ernst ist entflohen, weil er nicht in diesem Bruderkriege kämpfen wollte. Das ist wahr. Das gilt. Ich weiß es. Aber glaubt mir auch mehr! Er ist untreu — untreu an Eltern und Geschwistern und an seiner Braut. Ich bitte, Heinrich, widersprich mir nicht! Versprecht mir Eins!"

„Was du willst."

„Du hier, du und ihr hier, ihr Geschwister, ihr gelobt mir, auch wenn ich nicht mehr bin, Martella als Kind des Hauses, als Angehöriges zu behalten, fest, unverbrüchlich!"

Wir versprachen es.

„Und noch Eins bitte ich. Was auch vorkommt, verhehlt mir nichts, keine Minute! Verderbt euch nicht um meinetwillen! Ich kann Alles ertragen, wenn ich weiß, daß ich Alles erfahre."

Wir versprachen auch das.

Nun wünschte sie, daß wir allesammt sofort auf's Feld gehen, denn sie glaube, Rothfuß könne Martella nicht halten. Sie renne davon in Elend oder Tod.

Richard sagte, er sei Beistand genug; er wisse wohin Rothfuß gefahren sei.

Er eilte fort.

„Gehen Sie nur hinauf!" hörten wir Richard noch vor dem Hause sagen. Dann rannte er davon.

Annette kam in die Stube. Ihre sonst fast hoffärtige Erscheinung war zaghaft und demüthig, und sie sagte in innigem Tone, sie bitte als Zugehörige das Leid mit uns tragen zu dürfen.

Die Mutter streckte die Arme aus, und zum ersten Mal umarmte und küßte sie Annette.

„Ich habe Riechsalz und allerlei derart mitgebracht," sagte Annette, während ihr die dicken Thränen über die Wangen liefen mit heiterm Tone, „aber Sie, liebe Frau Gustave, Sie brauchen das nicht. Sie stehen fest wie der Baum im Walde."

„Ernst wird nie mehr in diesen Wald kommen," klagte die Mutter.

Weder Bertha, noch ich brachten ein Wort hervor; aber Annette sagte: „Sie haben das Recht zur

tiefsten Trauer. Ich werde Ihnen nie etwas davon ausreden wollen. Ich weiß, wie bitter es ist, wenn Freunde kommen, die damit zu trösten glauben, daß sie die Größe des Schmerzes wegleugnen und vertuschen.

Es ist doch gut, daß ich zwischen euch bin. Ich bin nur die Theilnehmende, ihr seid die Betroffenen. Bei allem Theilnehmen kann ich auf Stunden frei sein und euer Leid vergessen. Dadurch werde ich wieder brauchbar, euch zu dienen.

Die Mutter faßte nochmals die Hand Annettens und legte sich dieselbe auf die Stirn.

„Glaubst du," wendete sich meine Frau an Annette, „glaubst du, daß Ernst im rechten Lichte sieht, was er gethan?"

„Nein!"

„Das hoffe ich auch. Ach, ich wünsche, daß mein Kind nicht klar denke! Er muß glauben, er sei im Recht. Da kann er doch am Tag leben und in der Nacht ruhig schlafen.

Wie freut man sich, daß einem Kinde helle, feste Jugenderinnerungen in die Seele wachsen, und nach solcher That muß man ihm wünschen, daß es Alles vergesse, kein Gedächtniß habe."

Und zu mir gewendet, fuhr sie fort: „Mir thut's so weh, daß meine beste Lehre todt ist.“

„Welche?“

„Wenn man mich fragte, wie man Kinder gut erzieht, habe ich stets gesagt: Haltet eine gute Ehe! aus einer guten Ehe kommen gute Kinder, rechtschaffene, gewissenhafte; nun soll auch das nicht mehr sein.“

Keiner von uns erwiderte ein Wort. Annette berichtete leise, daß sie so eben eine Depesche erhalten. Die Siegesnachricht sei falsch; ganz im Gegentheil seien vielmehr die Preußen in Böhmen eingedrungen.

„Ach, wie bald trauern noch mehr Mütter! O, wenn man die Jammerschreie der Mütter in einen einzigen zusammendrängen könnte, wo ist ein Mensch, der ihn hörte und noch am Leben bliebe!“

So klagte die Mutter.

Wir saßen still.

Richard trat ein und rief: „Die Mutter hat Recht, sie sieht in die Ferne.“

Er erzählte: Als Rothfuß die Nachricht von der Flucht Ernsts mitgetheilt habe, jauchzte Martella hochauf. Sie pries seine Klugheit.

Da rief Viktor: „Pfui! Onkel Ernst ist feig. Pfui! pfui! Onkel Ernst ist ein schlechter Mensch.“

Martella hob die Sense empor und schwang sie gegen Viktor. Rothfuß hielt den Streich noch glücklich auf.

Martella rang nun mit Rothfuß und schalt den Viktor: „Soldatenkind! Du mußt still sein, du Soldatenkind!“ Sie scheint das für einen Schimpf zu halten.

Plötzlich rief sie: „Ich weiß, wo Ernst ist, ich gehe zu ihm. Fort, fort von euch Allen!“

Sie rannte behend davon und Richard gerade in die Arme.

Als Richard das erzählte, stockte seine Stimme, und er sah eine Weile vor sich nieder. Dann berichtete er weiter, daß Martella ruhig wurde und sich geduldig heimführen ließ, als er ihr sagte, die Mutter verlange nach ihr. Jetzt sitze sie drunten in der Scheuer auf dem Klee und warte, bis man sie rufe.

Martella wurde heraufgerufen. Die Mutter bat, daß wir Alle das Zimmer verließen.

Ich habe nie erfahren, was die Beiden mit einander sprachen.

Wunderlich war, was mir Rothfuß erzählte:

Als Richard Martella in seinen Armen auffing, schrie sie: „Nein, nein! du darfst mich nicht küssen.“ Sie stieß ihn gewaltsam von sich und hätte ihn niedergeworfen, wenn nicht Rothfuß zu Hülfe gekommen wäre.

Von diesem Vorgang hatte Richard nichts erzählt.

Fünftes Kapitel.

Der Eisenhändler Eduard Levi kam und ging vorsichtiger Weise auch zuerst zu meinem Neffen Joseph.

Dorthin ließ er mich rufen und übergab mir einen Brief von Ernst. Die Buchstaben sind mit ruhiger Hand geschrieben und der Brief lautet:

„Meinen Eltern sage ich Lebewohl. Ich verlasse mein sogenanntes Vaterland auf ewig.

Es thut mir weh, daß ich euch weh thun muß; aber ich muß.

Hätten Tausende mit mir gethan, was ich, man würde es als Großthat preisen. Müssen wir uns dem entarteten Vaterlande opfern?

Ich kann meine Volksgenossen nicht tödten und mich nicht von ihnen tödten lassen.

Bewahrt mir Martella! Ich schreibe ihr selbst.

Euer verlorener Sohn.“

„Du mußt solch einen Sohn aus dem Herzen reißen, mußt ihn ganz vergessen!“

So sagt wohl Mancher, wie jetzt Joseph sagte, als er den Brief gelesen hatte.

Aber wer je das Wort „Vater“ von einer Kindeslippe gehört, der weiß, daß das unmöglich ist.

Von jetzt an hieß der Spruch meines Lebens: Kein Tag ohne Kummer.

Wißt ihr, was das heißt? Kein reiner, voller, heller Tag mehr! Kein Tag ohne Kummer!

Aber gesteh' ich's nur: ich gab die Hoffnung nicht auf.

Ich hatte eine stille Zuversicht, daß Ernst sich wieder zurechtfinde. Wie das geschehen sollte, ich wußte es nicht; aber ich wußte: unter all dem gewaltsam Zerstörten und Vermorschten ist ein unverwüstlich guter und reiner Kern in meinem Sohn.

Es kann eine Wandlung der großen Geschichte kommen, die die Lebensgeschichte meines Sohnes wieder in den rechten Weg lenkt.

Meine Frau nannte seinen Namen nur noch einmal zu mir. Aber der Gedanke an das Kind war doch fester und stärker als ihr Vorsatz.

Sie gab sich Mühe, sich aufrecht und an allem Gegenwärtigen theilnehmend zu halten. Aber von jener Stunde an, da sie „Doch! Doch!“ gerufen, mußte sie offenbar gewaltsam ihre Willenskraft anspannen.

Sie war immer müde. Sie ging wenig mehr aus dem Hause, kaum einmal in den Garten, wo sie sich auch bald auf die Bank setzte. Sie schaute oft verloren drein, und wenn man sie ansprach, sammelte sie wie in Hast ihre Gedanken.

Martella hatte ihren besondern Brief erhalten, es lag ein Ring darin. Aber sie zeigte Niemand die Worte, die Ernst geschrieben hatte, ich glaube, auch meiner Frau nicht.

Der Eisenhändler Eduard Levi benahm sich verständig und zurückhaltend. Er suchte nicht zu erklären und nicht zu trösten, sondern erzählte einfach den Vorgang, und wenn es nicht mein eigener Sohn und die Sache nicht so schwer traurig wäre, hätte man sich an der Erfindungsgabe Ernst's fast erheitern können.

Er kommt spät Abends in das Städtchen, geht sofort auf die Polizeiwache und befiehlt dem Landjäger, ihm den Eduard Levi herbeizuschaffen. Dieser

kommt, und Ernst sagt zu ihm: „Du warst Soldat, du bist zuverlässig, dir vertraue ich's an."

Er theilt ihm nun geheimnißvoll andeutend mit, daß er eine Aufstellung der Preußen auszuspioniren habe und bat ihn, ihm sofort französisches Geld und den Anzug eines jüdischen Viehhändlers zu verschaffen, auch einen Viehhändler mit einem richtigen Passe ihm zuzuführen.

Alles wurde glücklich besorgt, und Ernst schrieb die beiden Briefe mit der Weisung, sie erst am dritten Tage abzuliefern.

Er reiste mit seinem Begleiter ab, dessen Paß er sich unterwegs zeigen ließ, denselben aber nicht zurückgab. Dem Viehhändler — Kuhherschel ist sein Name — schärfte er ein: „Du rufst mich stets nur Rothfuß!"

„So heißt ja der alte Knecht, der Alles bei dem Herrn Vater gilt."

„Eben deßwegen, da behältst du den Namen gut. Also wie heiß' ich?"

„Wie der Herr Knecht."

„Nein, wie?"

„Rothfuß; den Namen kennt ja jedes Kind. Darf ich fragen?"

„Du darfst gar nichts fragen.“

Die gemeinsame Reise ging bis Kehl. Dort verschwand Ernst, und nachdem der Kuhherschel einen ganzen Tag gewartet hatte, kehrte er um.

Ernst war wahrscheinlich zu meiner Schwester nach dem Hagenauer Wald oder zu meinem Schwager, dem Wasserbaudirektor am Oberrhein, gereist.

Einen Beutel mit Geld, das dem Staate gehörte, übergab er dem Eduard Levi zur Aufbewahrung.

Joseph, der allzeit bereite Helfer, erbot sich sofort, ihm nachzureisen und über sein Fortkommen mit ihm zu berathen.

Ich war bei Joseph, als Rothfuß die bei uns zurückgelassenen Kleider Ernst's brachte, die er nach meiner Anordnung heimlich zusammengepackt hatte.

Martella hatte den Joseph begleiten wollen, aber dieser willigte nicht ein, und nun sagte Martella zu dem Hunde: „Murrle, geh' mit dem Vetter! geh', such deinen Herrn!“

Der Hund schaute sie an, dann wendete er sich und ging willig mit Joseph.

Während ich noch bei Joseph war, kam eine Nummer der Landesblätter, die mir unter Kreuzband zugeschickt war.

Darin hieß es:

„Vater Noah, der Preußenspeichler“ — an diesem Wort erkannte ich sofort meinen Nachbar Funk — „hat aus seiner Arche nun auch eine Taube desertiren lassen.

Wir halten das Gerücht, daß der Vater selber, um nicht gegen die geliebte Pickelhaube zu kämpfen, dem Sohn den Hinausweg gewiesen, für ein böswillig erfundenes.

Solche Entschiedenheit hat weder die Partei der Bettelpreußen, noch dieses schwachmüthige, alte Haupt.

Aber der Tugendstolz des Edelkaffers vom Walde hat einen Knacks bekommen.“

Ich muß sagen, daß mich diese Niedrigkeit persönlich tief schmerzte. Noch mehr aber schmerzte mich, daß Menschen im Parteihader Solches aushecken konnten.

Joseph sagte:

„Man sollte sich eigentlich ständig einen Feind halten, um zu erfahren, welcher Deutung unser Thun und Lassen unterworfen sein kann.“

Joseph war Bürgermeister. Der Landjäger kam, um ihm einen Rapport zu bringen.

Ich erschrack in's Herz hinein und schämte mich vor dem Landjäger.

Der Mann hat den Steckbrief gegen meinen Sohn in der Tasche.

Ja, die Ehre! Man merkt erst, wenn sie gestürzt ist, wie weit und in welchem Grunde ihre Wurzeln gehen.

Unruhe ist der ärgste Dämon des Lebens; sie war in unser Haus gebannt.

Wir merkten erst jetzt, wie stolz wir gewesen, da unser Stolz gebrochen war.

Als ich durch das Dorf ging, begegnete mir der meineidige Bäcker Lerz von Hollerberg. Er streckte mir vertraulich die Hand entgegen. Hielt er mich für Seinesgleichen? Ich weigerte ihm die Hand.

Er zuckte verächtlich die Achseln und ging seines Weges.

Der Erste, der zu mir kam, war mein Nachbar, das heißt der anderthalb Stunden von mir wohnende Baron Arven.

Ich glaube, ich habe von dem Mann noch gar nicht gesprochen.

Vornehm und brav, so sieht er aus in seiner großen haltungsvollen Gestalt, in seinem mild

ruhigen Antlitze; und wie er aussieht, so ist er: nichts von falschem Schein, aber auch nichts versteckt.

Ich muß auch noch etwas von seiner Familie erzählen.

Nach dem alten Zuge unserer Landschaft donauabwärts war er in österreichische Kriegsdienste eingetreten, hatte seinen Abschied genommen, das Stammgut angetreten und eine Frau mitgebracht, die sich als Böhmin immer fremd hielt gegen die Umgebung und nur mit der Geistlichkeit lebhaften Verkehr hatte.

Der Bischof hatte bei seinen Firmungsreisen schon zwei Mal auf dem Schlosse gewohnt.

Sie lebte still auf dem Schlosse, oder eigentlich in dem Klosterhause; denn das Gut, das er bewirthschaftet, ist ein ehemaliges Klostergut.

Der Baron hat zwei Söhne, die in der Cavallerie dienen, prächtige Menschen; er selber ist Mitglied unserer ersten Kammer, spricht wenig, stimmt aber immer in mäßig freisinniger Weise.

Er hat keine Achtung vor dem Volk; die Rohheit, nicht blos der Manieren, vielmehr die sittliche Rohheit stößt ihn ab. Er bestreitet nicht, daß die Menschen im Allgemeinen gleich berechtigt

seien, aber den Menschen im Besondern räumt er nur so viel Geltung ein, als sie Bildung und Besitzthum oder an deren Statt äußere Stellung haben; in dieser Beziehung ist er ein voller Aristokrat.

Die Bauern sprechen mit Ehrerbietung und Liebe von ihm; er ist aber nie zutraulich gegen sie. Er ist besonders thätig als Vorstand unseres landwirthschaftlichen Vereins. Er hat den schönsten Viehstand, die besten neuen Maschinen, und seine besondere Liebhaberei ist, die vielen Waldbäche und Seen in unserer Gegend wieder mit Fischen zu bevölkern.

Er ist ein leidenschaftlicher Jäger und Fischer und weiß überhaupt den Tag in bester Cavaliersart mit Anstand zu verbringen. Rautenkron beforstet ihm seinen Wald.

Eben an diesem Tag kam der Baron angeritten, von seinen beiden schönen großen Hunden gefolgt, und stellte bei Joseph ab. Er begrüßte Annette, die er kannte, denn er wohnt mit seiner Familie jeden Winter mehrere Monate in der Hauptstadt; das Geschlecht derer von Arven hat dort ein altes Familienhaus.

Er kam zu mir, reichte mir still die Hand und setzte sich.

Mir fielen die Worte vom Buch Hiob ein, die mich immer so tief gerührt haben: „Und die Freunde kamen zu ihm und setzten sich still zu ihm.“

„Lieber Herr Nachbar,“ sagte er endlich, „Sie sind, wie ich sehe, nun auch hoch eingeschätzt in der Unglückssteuer, die Jeder bezahlen muß. Sie können sich allen Trost selber sagen, und ich kann nur hinzufügen: Tausende möchten das Gleiche thun wie Ihr Sohn.“

Und nun sprach er in seinem mildgelassenen Tone über diesen gräulichen Krieg der Deutschen untereinander. Napoleon hoffe, daß Oesterreich und Preußen beiderseits ihre beste Kraft erschöpfen; dann sei er Meister und Friedenstifter und könne seinen Preis dafür dictiren. Er war natürlich als ehemaliger österreichischer Offizier kein besonderer Anhänger Preußens; er hatte eine natürliche Abneigung gegen die nordische Herbheit, aber er glaubte aus seiner Kenntniß der österreichischen Heeresorganisation sagen zu dürfen, daß Preußen obsiegen werde. Er sagte das mit großer Ruhe, obgleich seine beiden Söhne bei unserer Armee standen.

Die Anwesenheit des Barons brachte eine sanfte Beschwichtigung in unser Haus. Er wünschte auch meine Frau zu sprechen, und als ich ihr das sagte, kam sie in die Stube, und es war wie ein schöner zweistimmiger Trauergesang, wie die Beiden mit einander sprachen.

Wo der Baron eintrat, stellte sich sofort eine gewisse vornehme Ruhe, eine milde Abtönung her, und wenn er das Zimmer verließ, war es wie Resedageruch in der Luft.

Wie er jetzt mit meiner Frau sprach, kamen Gedanken aus ihr hervor, die wir vielleicht sonst nie gehört hätten. Wenn sie mit Fremden sprach, offenbarte sich ihre reine und hohe Weltbetrachtung stets weit mehr, als wenn sie mit uns war.

Bald nach dem Baron kam der aus dem Staatsdienst ausgetretene Intendanturrath Reckingen aus der Stadt. Er hielt sich sonst ganz abgeschlossen von der Welt. Er hatte auf einer Kahnfahrt auf dem Bodensee seine junge Frau verloren. Er war ihr nachgesprungen, brachte sie an's Ufer, aber sie war todt. Seitdem lebte er einsam, nur der Erziehung seines ihm verbliebenen Töchterchens gewidmet.

Ich wußte, was es heißt, daß der Mann aus seinem abgeschlossenen Leben heraustrat.

Er schien nicht mehr gewöhnt, sich im Worte zu ergehen. Auch jetzt sprach er nur wenig und ging bald in den Vorgarten an unserm Hause, um dort Rosensetzlinge einzupflanzen, die er mitgebracht hatte.

Eine besondere Genugthuung war mir's, daß eine Deputation meiner Wähler kam. Es waren drei angesehene Bauern-Bürgermeister aus der Nachbarschaft. Sie sprachen nichts von dem mir widerfahrenen Kummer. Es wurde fast nur vom Kriege gesprochen, und als Martella Wein brachte, sahen sie das Kind groß an.

Sechstes Kapitel.

Tragen wir Schuld an dem Irrgange unseres Sohnes Ernst?

Wir haben unsere Kinder durch Beispiel und Lehre zum Guten gelenkt; aber wer kann ihre Seelen bestimmen? Draußen im Feldgebreite habe ich manchen undankbaren Boden dankbar gemacht und droben im Walde habe ich Bäume gehegt. Das Gesetz der Natur ist fest, und doch erwächst kein Baum ganz ungeschädigt, wie viel weniger ein Mensch.

Wir haben an unserm Sohn Richard viel Gutes, Ordnungsgemäßes erlebt. Seine Entwicklung ist eine so natursichere. Von früh an hat er sich für die Wissenschaft entschieden; ohne Ablenkung schritt er voran und stand allzeit in der Kraft eines gemäßigten, klaren, die Weltdinge im allgemeinen Zusammenhange erfassenden Geistes.

Wir können uns weder hier ein Verdienst, noch dort eine Schuld zuerkennen.

Meine Frau hatte den ersten Anprall des bittern Leides sich selbst getreu und fügsam ertragen. Nun stellte sich aber doch ein Widerstand der Naturgewalt ein, dessen sie nicht Herr werden konnte, und das Räthsel: warum grade mir, grade uns dieses Unheil? wurde neu geweckt.

Ich sage es nicht gern, aber die Wahrheit zwingt mich dazu: die Ankunft meiner Tochter Johanna bewirkte das.

Johanna hatte auch Schweres zu tragen. Ihr Mann kränkelte, ihr Sohn stand im Felde, und sie erschien sich auserlesen zum Leide, aber auch auserlesen durch einen höheren Glauben. Diesen Glauben suchte sie mit rücksichtslosem Bekehrungseifer in uns zu erwecken. Eben jetzt, meinte sie, in der Zerknirschung, sollte die Erlösung bei uns eintreten. Der Unkirchlichkeit unseres Hauses gab sie die Zerfahrenheit und Unbotmäßigkeit unseres Sohnes Schuld.

Meine Frau war von ihrem Vater, wie man es kurzweg nennt, heidnisch erzogen worden; denn sie empfing mehr Lehren aus dem klassischen Alterthum, als aus dem jüdisch-christlichen.

Wir saßen im Antikensaal. Die Thür nach dem Garten stand offen. Meine Frau hatte eifrig gelesen; jetzt legte sie das Buch weg und sagte: „Das thut gut."

„Was hast du gelesen?" fragte Johanna. Sie antwortete nicht, und erst als ich die Frage wiederholte, sagte sie: „Ich habe Sophokles' Antigone gelesen und finde darin, daß ich Recht habe."

„Womit?"

„Ich habe mir einen Gedanken meines Vaters erneut. Als ich ihm Antigone zum ersten Mal vorgelesen, sagte er: Eine Frau durfte so handeln, und sie handelte recht; ein Bruder hätte nicht so handeln dürfen. Der Schwester, der Frau steht das Naturgesetz der Geschwisterliebe über dem Staatsgesetz, das den Bruder als Vaterlandsverräther trifft, und das ist ja das tief Tragische, daß Schuld und Unschuld in Eins verflochten, daß zweierlei Berechtigungen mit einander streiten. Ihr Männer mögt Ernst verurtheilen. Ihr verlangt bedingungslose Anerkennung der gesetzmäßigen Autorität. Ihr habt Recht; denn ihr seid Männer des Rechts. Ich aber berufe mich mit Antigone auf jenes höhere, über den Staatsgesetzen schwebende Recht.

„Denn heute nicht und gestern erst, nein, alle Zeit
Lebt dies, und Niemand wurde kund, seit wann es ist.“

Dies Buch ist mir ein heiliges Buch.“

„Mutter!“ schrie Johanna mit bebender Stimme, „Mutter, und das sagst du, während ich das einzig heilige in der Hand habe?“

„Es ist auch heilig in seinem Sinne. Aber von dem tiefen Kampfe des Menschenherzens mit dem Staatsgesetze lehrt es mich nichts.“

„Mutter!“ rief Johanna vor ihr niederknieend, „hier ist die Bibel! Mutter, ich beschwöre dich, laß jetzt die profanen Bücher! Sie können dir nichts geben. Laß Gott zu dir sprechen!“

„Er spricht auch aus diesen zu mir,“ erwiderte meine Frau.

„Mutter! Wir trauern um den verlorenen Sohn.“

„Das ist der unsere nicht, er ist nicht verloren. Er ist ein trauriges Opfer.“

Richard trat ein und die Mutter sagte: „Lies mir die Geschichte aus dem Evangelium.“

„Was meinst du?“ fragte Richard.

„Die Mutter meint die Geschichte vom verlorenen Sohn,“ fiel Johanna ein, und die Bibel hochhaltend

fuhr sie fort: „Hier ist sie. Evangelium Lucä 15, am 11ten. Ich will sie lesen.“

„Nicht du, Richard.“

„Aber Mutter!“

„Ich will sie von dir hören, Richard.“

Als dieser eben das Buch in die Hand nahm, trat Annette ein. Sie fragte bescheiden, ob sie störe.

Die Mutter verneinte und bat, daß sie sich an ihre Seite setze.

Richard las mit ruhiger volltönender Stimme:

„Ein Mensch hatte zween Söhne.

Und der jüngste unter ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehört. Und er theilet ihnen das Gut.

Und nicht lange darnach sammlet der jüngste Sohn Alles zusammen und zog ferne über Land, und daselbst bracht er sein Gut um mit Prassen.

Da er nun alle das Seine verzehret hatte, ward eine große Theuerung durch dasselbige ganze Land, und er fing an zu darben.

Und ging hin und hänget sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schicket ihn auf seinen Acker, der Säu zu hüten.

Und er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Träbern, die die Säu aßen, und Niemand gab sie ihm.

Da schlug er in sich und sprach: Wie viel Taglöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger.

Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündiget in den Himmel und vor dir,

Und bin fort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße, mache mich als einen deiner Taglöhner.

Und er machet sich auf und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater und jammert ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küsset ihn.

Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir, ich bin fort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße.

Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und thut ihn an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuh an seine Füße.

Und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet's, lasset uns essen und fröhlich sein.

Denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig worden, er war verloren und ist funden worden. Und fingen an fröhlich zu sein.

Aber der älteste Sohn war auf dem Felde, und als er nahe zum Hause kam, hörte er das Gesänge und den Reigen.

Und rief zu sich der Knechte Einen und fraget, was das wäre?

Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist kommen, und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat.

Da ward er zornig und wollt nicht hinein gehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn.

Er antwortet aber und sprach zum Vater: Siehe, so viel Jahr diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten, und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre;

Nun aber dieser dein Sohn kommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet.

Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und Alles, was mein ist, das ist dein.

Du solltest aber fröhlich und guts Muths sein; denn dieser dein Bruder war todt und ist wieder lebendig worden, er war verloren und ist wieder funden."

Als Richard geendet hatte, legte er die Hand auf das offene Buch und sagte: „Die Geschichte hat viel Dramatisches. Der Vater, die beiden Söhne, der Knecht sind knapp und treffend charakterisirt, und mit richtigem Takt ist eine Mutter gar nicht erwähnt. Denn hier können nicht Doppeltöne angebracht werden, in einer Variation von Empfindung des Vaters und Empfindung der Mutter; und ich möchte sagen: eine Mutter würde auch das Aussehen des Sohnes besonders betonen, während es hier ganz unbeachtet gelassen ist. Auch —"

„Was ist das? Du bist nicht bei deinen Studenten," fuhr Johanna heftig drein.

Lächelnd und gelassen fuhr Richard fort: „Meine Studenten haben aber die Freundlichkeit, mich einen angefangenen Satz beenden zu lassen. Ich setze also vorerst hinzu: es ist auch keine Schwester in dieser sinnreichen Parabel erwähnt. Ich weiß nicht, was eine Schwester zur Sache sagen würde."

Johanna fuhr heftig auf; ihre Züge verzerrten

sich. Sie hatte den Mund geöffnet, brachte aber kein Wort hervor.

„Soll ich weiter sprechen, Mutter?“ fragte Richard.

„Gewiß! sprich!“

„Zunächst also! Wir erkennen den reinen Geist, der sich hier darlegt, in unserer Weise so gut, als die Frommgläubigen.

Das Wesentliche ist hier für mich die vollständige Umkehr des Verhältnisses von Eltern und Kindern gegenüber der antiken Welt. In dieser tragen und büßen die Kinder durch ihr Schicksal das vorausgegangene Thun der Eltern und Vorfahren. Denkt nur an den Fluch der Atriden! Jetzt ist es durchaus anders. Das Schicksal der Eltern, ihr Glück und ihr Leid entquillt aus Leben und Thun der Kinder.

Der Einzelne, den nun dieses Schwere trifft, ist eingefügt in das große allgemeine Gesetz des neuen Lebens.“

„Hast du noch mehr zu sagen?“ fragte Johanna mit hartem Ton. Sie hatte Richard die Bibel weggezogen und las fortwährend in derselben, wie wenn sie sich vor dem laut werdenden ketzerischen

Geiste hier einbannen müßte. Sie schien aber doch Alles gehört zu haben.

„Wenn du es gestattest, allerdings! Ich sehe in dieser Geschichte eine neue Gestaltung des alten, schon einmal in diesen Büchern behandelten Themas. Joseph in Egypten ist die in's Märchenhafte hinübergreifende Familiengeschichte, ohne lehrhaften Zweck erzählt, und doch den Lohn der Unschuld darstellend. Hier diese Geschichte, wo der Sohn wiederkehrt, der wirklich ein Sünder war und darum nicht wiederkehrt als Vizekönig in Glanz und Herrlichkeit, sondern im Bettlergewand, bedeutet im Kern der gesammten alt- und neutestamentlichen Anschauung, wie auch in unserm Sinn eine Erlösung. Ja, jeder Mensch, der in Sünde verfällt, muß die Säue hüten . . . aber er ist nicht verloren, sondern durch Eindringen in demüthige Erkenntniß wird er erhöht vor dem, der nie fehlte; denn Unrecht meiden ist leichter als ein begangenes Unrecht vor sich und vor dem reinen Geiste bekennen."

Nach diesen letzten Worten hielt er eine Weile inne; dann fuhr er mit ruhiger gewordener Stimme fort: „Auf einem vortrefflichen Bilde von Führich ist die Scene dargestellt, wie der Vater den heim-

gekehrten verlornen Sohn, der vor ihm kniet, umarmt; der Sohn aber wagt es nicht, den Vater zu umarmen: tiefgebeugt faltet er über der Brust still dankend die Hände."

Johanna schien es aufgegeben zu haben, uns zu anderer Betrachtungsweise zu bringen. Sie stand auf, und die Bibel mit beiden Händen an die Brust drückend verließ sie uns ohne ein weiteres Wort.

„Begleite mich in den Garten!" sagte meine Frau zu Richard.

Sie erhob sich mit frischer Spannung und ging am Arme Richards hinaus. Ich war mit Annette allein. Große Thränen rollten über ihre Wangen. Dann sagte sie, nun erst sei sie eigentlich bekehrt, freilich anders, als die Geistlichen wollen; aber sie sehe jetzt: der beste Trost, die eigentliche Erhebung sei, wenn man das erfahrene einzelne Leid in das Allgemeine hineinhebe und als seelische Erfahrung der sich fortentwickelnden Menschheit fasse.

Sie bedauerte, daß Bertha nicht zugegen gewesen sei. Auch ihrem Manne wäre es eine Erquickung gewesen, das zu hören, er habe immer eine besondere Neigung zu Richard gehabt, ohne daß ihm eine nähere Beziehung gelungen wäre.

Sie eilte heim, wie ich glaube, um das Empfangene noch frisch zu Papier zu bringen für ihren Mann.

Johanna reiste noch an demselben Tage ab. Sie sagte, sie sei hier fremd geworden, sie getröste sich dafür, daß sie sich daheim fühle in einem Vaterhause, das wir leider nicht kennten.

Wir konnten und mochten Johanna nicht zurückhalten, und warum soll ich's nicht sagen? wir fühlten uns heimischer und einiger ohne sie.

Siebentes Kapitel.

Bertha lebte abgeschlossen und möglichst für sich. Sie gestand offen, sie sei jetzt nicht in der Verfassung, sich um den verlorenen Bruder zu kümmern; sie habe schwer genug zu tragen an der Sorge um ihren Mann, den Vater ihrer Kinder.

Als auf unseren höheren Bergwiesen die Heuernte begonnen, half Bertha das Heu „worben", wie man hier das Ausspreiten des gemähten Grases nennt. Sie hoffte, durch die körperliche Arbeit wieder ihren Kinderschlaf zu bekommen, und war voll Freude, wenn sie morgens berichten konnte, daß sie traumlos geschlafen habe.

Annette fühlte sich von der Hitze geplagt, Bertha dagegen sagte, man müsse sich der Sonne preis geben, dann plage Einen die Hitze viel weniger. Sie freute sich, wie ihre Kinder täglich sonnenverbrannter wurden.

Annette lenkte nochmals das Gespräch auf die Geschichte vom verlornen Sohn, und mit erheitertem Antlitz, aber nicht ohne Ironie sagte Richard: „Es freut mich, daß Sie bei einem Thema verharren und wieder darauf zurückkommen, und so will ich noch hinzufügen: Das alte Testament ist die in volksthümlicher Weise gefaßte Geschichte eines Volkes; das neue Testament dagegen die Geschichte eines erhabenen idealisirten Menschen als alleiniger Mittelfigur.

Das eigentliche Familienleben, Verhältniß zu Eltern und Geschwistern, ist im neuen Testament gar nicht accentuirt; das Leben ist isolirt und in höherem Ton auf das Himmelreich gerichtet.

Im alten Testament, als Geschichte eines Volksthums, ist ständig das Familienleben in Aktion, und überflüssige Figuren, die nichts lehren, sind dabei nicht vergessen.

Ja, ich möchte es typisch finden: Moses hat einen Bruder und eine Schwester, die ebenfalls von Bedeutung sind, Jesus dagegen ist isolirt auf den Goldgrund aufgesetzt; nur der Zusammenhang mit der Mutter ist noch erwähnt und später zum Höchsten ausgedichtet worden."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, ich glaube, ich verstehe Sie. Wenn man ein persönliches Leid gleich und immer als eine allgemeine seelische Erfahrung auffassen könnte, wäre man vom Schmerze erlöst," sagte Annette.

Richard sah sie verwundert, fast zornig an.

Wenn er mit uns Allen war, wendete er sich vornehmlich an die Tochter des Kreisdirektors.

Das Besonnene, still Gemäßigte schien ihn grade im Gegensatz zu Annette anzuziehen, und vielleicht wollte er auch Annette zeigen, daß die gebildete Weiblichkeit in etwas Anderem bestehe, als im beständigen Aufgabenstellen, oder im Anspruche, daß man in galanter Weise auch geistig für die Bequemlichkeit der Frauen im Trab gehalten werde.

„Ich fürchte doch," sagte Richard zur Mutter, „Annette gehört zu jener Menschenklasse, die Alles gesprächsam abspielen, so daß wir sagen können: was uns Kirche, ist ihnen Concert," und als er weiter klagte, daß Annette im feinern Sinne des Wortes nicht gut höre, daß sie nicht gradezu aufzunehmen verstehe, was man ihr sage, sondern es sofort in ein Anderes verwandle, erwiderte ihm die Mutter lächelnd:

„Gib Acht auf den Professor in dir! Ich meine, der Professor findet es störend, nicht stumm aufmerkende Zuhörer vor sich zu haben."

Richard, der streng gegen sich selbst war, bekannte sofort, daß er den Vorwurf verdiene; aber Annette blieb ihm störend.

Er war weltverständig, lebte fortwährend in einer gewissen gemäßigten Zone, und das Hastige, Wetterwendische in Annette war ihm widersprechend.

Sie fühlte den Widerspruch, den er empfand, und nicht ohne Schalkhaftigkeit sagte sie einmal: „Der Waldhüter ist ein Abbild vieler Menschen. Ich glaubte, der Mann erquicke sich im Einathmen der frischen Waldluft, und er raucht im Wald beständig seinen schlechten Tabak."

Der kleine Krieg zwischen Annette und Richard ließ uns auf Stunden den großen Krieg draußen vergessen.

Annette war mit Sorgfalt um die Mutter bemüht und konnte sich gar nicht ersättigen an der Lust, bei ihr zu sein.

Richard suchte es zu verbergen, aber es war doch sichtbar, er hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen Annette.

Oft ganze Tage hielt er sich bei dem Förster Rautenkron auf, und auch beim Baron Arven machte er mehr Besuche als sonst.

Wenn wir aber am Abend Alle beisammen waren, wußte Annette ihn trotzdem mittheilsam zu machen.

So lebten wir hier ein bewegtes Leben des Geistes und der Natur, und draußen standen die Schaaren, die dieselbe Sprache redeten, gegeneinander und bereiteten einander den Tod.

Achtes Kapitel.

„Er hat ihn nicht gefunden, der Murrle ist da!“ sagte Martella eines Morgens. Ihr Hund, den sie Joseph mitgegeben hatte, war in der Nacht wiedergekommen.

Joseph kam am Mittag aus dem Elsaß zurück, er hatte Ernst in der That nicht mehr getroffen; denn dieser war nur einen Tag bei meiner Schwester geblieben, hatte sich sehr aufgeregt und unstet gezeigt und war bald wieder abgereist.

Am Bahnhof soll ihn Jemand erwartet haben.

Joseph, sonst immer so ruhig und gemessen, war auffällig erregt und unstet.

Ich meinte, er entdecke uns nicht Alles, er habe Ernst doch noch gesehen; aber er verneinte es, freilich mit einem gewissen scheuen Blick. Er erklärte seine Mißstimmung als eine Folge der

triumphirenden Schadenfreude, die er bei den Elsäßern wahrgenommen habe. Geschäftsfreunde und darunter ein Deputirter, der sehr wohl unterrichtet war, behaupteten, es sei eine Thatsache, daß der preußische Staatsmann dem französischen Kaiser ein gut Theil des linken Rheinufers, wenn nicht das ganze dafür zugesichert habe, daß man ihn, nach erfochtenem Siege, in Deutschland nach Gutdünken schalten lasse.

Das linke Rheinufer! Wie oft hatte auch ich drüben im Elsaß in verschiedenen Kreisen als selbstverständliche Forderung gehört, daß Frankreich sich das aneignen müsse; denn die Franzosen als Herren der Welt hatten nur noch zu fragen, was ihnen beliebt.

Sollte ich den Untergang meines Vaterlandes erleben? Kämpften in dieser Stunde Deutsche gegen Deutsche, damit Frankreich sein Verlangen erfülle?

Ich sprach mit Joseph und Richard, ob es denkbar sei, daß ein deutscher Mann sein Vaterland verkaufe und verrathe.

Wir hatten keine Gewähr und suchten nur einander im Menschenglauben zu bestärken.

Durch das vergebene Mühen Josephs war aber

inmitten des großen Elendes auch mein eigenes neu erwacht.

Mein Sohn verloren! Ich konnte am Abend mich nicht entschließen, zur Ruhe zu gehen. Ich starrte lange hinein in den Sternenhimmel und in die dunkeln Waldberge. Wo ist er jetzt? Wie ist es möglich, daß er nicht dein gedenkt? Jetzt ist er in Gefahr, sich zu Grunde zu richten; wie gern möchte ich ihm helfen, wüßte ich nur wie.

Man legt sich doch endlich nieder. Am andern Morgen will man etwas Entschiedenes thun; man läßt auch das ruhen. Hast du so lange gewartet, mußt du es länger können, und so vergehen die Tage. Wenn ich schlaflos in der Nacht über meinen Sohn dachte, war ich bei ihm, und wenn zufällig meine Vorstellung auf andere Dinge kam, kehrten meine Gedanken stets wieder zu dem einen schmerzlichen zurück. Es war mir buchstäblich, als ob meine Seele sich von meinem Körper entfernt hätte und jetzt erst zu ihm zurückkehrte.

Die Furcht vor Schlaflosigkeit ist fast noch peinlicher als die Schlaflosigkeit selber. Aber man schläft doch endlich ein, ohne es zu ahnen, und so wird es auch einmal ganz sein . . .

Und oft, wenn der ermüdete Körper eingeschlafen war, weckte ihn die unruhige Seele.

In jenen Stunden sagte ich mir: das Leben ist ein Amt. Es ist mir schwer geworden, auf volles Glück zu verzichten.

Eines Morgens, als ich eben in's Feld gehen wollte, kam Martella athemlos herbei und berichtete, drüben im Schulmeistersgarten läge die Frau Rittmeister ohnmächtig. Sie habe einen bösen blauen Brief bekommen. Ihr Mann sei in die Stirn geschossen, todt.

Meine Frau eilte mir voran, sie schritt so behend wie in ihren jüngsten Tagen.

Als ich an den Gartenzaun kam, sah ich Annette bereits auf der Bank sitzen. Sie hing am Halse meiner Frau und drückte das Gesicht an ihre Brust.

Jetzt richtete sie sich auf und sagte: „Die Blumen blühen noch!"

Dann verbarg sie ihr Antlitz wieder und schluchzte tief.

Meine Frau legte ihr die Hand auf's Haupt und sagte:

„Ja, weine, weine nur, du hast das Recht zu

klagen. Sie sollen nicht kommen und sagen: Verwinde deinen Schmerz, denn Hunderte und Hunderte haben den gleichen mit dir. Und haben ihn auch Tausende, Jedes hat ihn doch allein und trägt auf Lebenszeit eine Wunde im Herzen.

Du bist tief unglücklich, tief. Du warst die helle Lebensfreude. Du mußt nun lernen, traurig sein. Ach es lernt sich schwer. Und wenn ich auch mit dir trage, das erleichtert deine Last nicht. Du trägst allein, wie Niemand außer dir."

Annette richtete sich auf, und als sie mich sah, rief sie, mir die Hand reichend:

„Sie haben ihn ja gekannt; aber doch Niemand so wie ich. Diese Kindesseele in einer Heldenerscheinung!

Ist es denn möglich? Kann's denn sein, daß er nicht mehr lebt? Kann eine Kugel so viel Schönes enden, so viel wonniges Empfinden zerstören? Es kann, es kann nicht sein.

Warum er? warum ich?

Ach, Bertha, verzeih! Du warst stärker, besonnener.

Und wie wird dein Mann trauern!

Viktor! weißt du's auch schon? Onkel Hugo

ist todt. Und in der Stunde, da er starb, hab' ich vielleicht gelacht. Wehe! wehe!

Verzeiht mir, daß ich euch Alle so betrübe, ich kann nicht anders."

Als wir noch im Garten waren, kam der Kreisdirektor mit einem fremden, hochgewachsenen Mann.

„Max, du hier?" rief ihm Annette entgegen. „Das ist gut, das ist lieb! In meinem Glücke kamst du nicht. Jetzt kommst du, das ist echt."

Sie warf sich an den Hals des Mannes und ich hörte, daß dieß der Bruder Annettens war.

Wir ließen die Geschwister allein.

Ich wußte, daß Annette elternlos war. Jetzt hörte ich, daß ihr Bruder, ein angesehener Rechtsanwalt, sich ganz von der einzigen Schwester zurückgezogen hatte, weil sie zum Christenthum übergetreten war. Er hatte verlangt, daß sie in ihrem angestammten Glauben bleibe und sich nur bürgerlich trauen lasse. Sie aber war ihrem Manne zu lieb katholisch geworden. Ich hatte bisher nicht gewußt, daß sie katholisch war.

Ein Strichregen, der plötzlich über uns hinzog, zwang uns, in das Haus einzutreten.

Solch ein Einwirken der Natur, dieses Flüchten vor einem kleinen Ungemach, während man im Großen der Verzweiflung steht, wirkt wundersam umstimmend. Wir traten in das Schulzimmer.

„Da steht's!" rief Annette, auf die schwarze Tafel deutend, „da steht's!"

An die Tafel war den Kindern als Vorschrift mit weißer Kreide geschrieben: „Krieg, Sieg, Vaterland, Deutschland."

„Die Kinder lernen's schreiben," rief Annette wieder, „aber wo ist's? wo? Das ganze Leben ist eine schwarze Tafel und darauf steht geschrieben: Tod, Trauer, Thränen."

Die alte Felsenspinnerin trat ein. Sie ging auf Annette zu, faßte ihre Hand, sprach etwas, aber Niemand von uns verstand sie.

Annette rief uns Alle zu Zeugen auf, daß sie der Felsenspinnerin von dieser Stunde an einen namhaften Jahresgehalt aussetze, wenn ihr Sohn auch falle, und einen nicht unerheblichen, wenn er am Leben bleibe.

Der Bruder wendete ein, man dürfe in solcher Stunde kein Gelübde thun. Sie könne der Alten von Jahr zu Jahr geben, was ihr gut dünke;

aber unverbrüchlich und für Lebenszeit feststellen, solle sie jetzt nicht.

Wir sahen ihn Alle betroffen an.

Er setzte hinzu, daß er gern selber ein Namhaftes beifüge.

Annette kehrte in ihre Wohnung zurück, um sich zur Reise nach dem Kriegsschauplatz vorzubereiten. Sie bestimmte, daß ihre Zimmer in der gegenwärtigen Einrichtung verbleiben sollten, denn sie kehre wieder zu uns zurück.

„Dein Herr ist todt," sagte sie zu dem braunen Hühnerhunde, „ja, dein Auge sagt mir, daß du mich verstehst. Du mußt hier bleiben; ich kehre wieder. Er hat dich auch lieb gehabt. Ja, ja, sei nur ruhig! Wir müssen Beide noch leben. Du hast's gut. Du kannst dir nicht den Tod wünschen und den Tod nicht geben. Das kannst du gar nicht denken. Ja, du hast's gut."

Ich kann nicht genug sagen, welche wunderliche Gebilde sich in den Worten Annettens darstellten. Eine reiche, überall hin gewendete Seele war in Aufruhr.

Das Wetter hatte sich bald wieder ganz aufgehellt. Gras und Baum glitzerte, die Berge drüben zeigten sich scharf und nah.

Annette stand am Fenster und rief in das Weite hinaus:

„Du Erde, du grünst, und in dich hinein legt man einen Todten. Niemand, Niemand komme und sage mir, er verstehe die Welt, er verstehe das Leben.

Wo ist der Professor?“

Meine Frau allein konnte Annette beruhigen, und sie sagte: „Wenn ich nur mit dir könnte!“

„Sie sollen im Geiste bei mir sein,“ erwiderte Annette.

Sie reichte ihr die Hand und fügte hinzu:

„Das kann ich doch geloben, daß ich mich so halten will, daß Sie in jeder Minute zu mir sagen könnten: So ist's recht. Ich war wild, empört; ich bin's nicht mehr. Ich will stark und ruhig sein.“

Der Wagen fuhr vor, wir allesammt gingen mit Annette den Berg hinab bis zur Sägemühle.

Ueber uns stand ein Regenbogen; er spannte sich von unseren Bergen bis hinüber zu den Vogesen.

Annette hielt sich das Tuch vor die Augen. Sie ging hüben und drüben von meiner Frau und Bertha geleitet. Ich hörte nur, wie sie zu Bertha sagte:

„Dein Mann hat seinen besten Kameraden verloren. Dein Mann wird leben. Es soll noch Glück auf der Welt sein. Ich schreibe dir aus dem Lager."

Rothfuß führte den Häufelpflug im Kartöffelfelde; er schritt eben von uns abgewendet.

Annette rief ihn an. Er kam auf die Straße und fragte, was denn vorgehe.

„Mein Mann ist todt. Ich hole ihn, um ihn in die Erde zu legen, die Ihr jetzt umpflügt," sagte Annette mit fester Stimme.

Rothfuß reichte ihr die Hand. Er schien kein Wort herausbringen zu können. Er schwenkte nur immer heftig in der linken Hand seine Mütze.

Endlich schrie er laut und jedes Wort absetzend: „Ich — möcht' — nicht — König — und — nicht — Kaiser — sein, und — das da auf mir!" Er ging wieder in's Feld und zog seine Furche weiter.

Im Thale sagte Annette: „Nun ist's genug! Ich nehme keinen Abschied. Ich brauche jetzt alle Kraft zu dem Einen."

Sie stieg rasch ein, der Bruder, Rontheim und seine Tochter ihr nach.

Der Wagen fuhr davon.

Bei der Heimkehr mußte sich meine Frau mehrmals am Wegrain niedersetzen. Dieser Tag mit seinen schweren Ereignissen hatte sie tief angegriffen.

Sie saß unten bei einem Apfelbaume am Wege und nach meiner Hand fassend sagte sie: „Ja, Heinrich, wie hat der Baum so reich geblüht, aber Maikäfer und Raupen und Frost und Hagelschlag haben ihn zerrissen, und so ist's auch bei ihm."

Sie bekannte es nicht so wie ich, sie konnte still ertragen; aber das Denken an Ernst verließ sie keine Sekunde. Zu Hause schlief sie im Lehnstuhle ein und erwachte erst, als das Abendroth schien und Richard eintrat, den wir den ganzen Tag nicht gesehen hatten. Er bekannte, daß er vom Schicksal Annettens gehört, sich aber in den Wald zurückgezogen habe; es seien schon Theilnehmende genug da, und er hätte doch nichts leisten können.

Meine Frau sah ihn groß an.

Richard erzählte, daß er während des Regens, der droben im Walde länger gedauert habe, bei Rautenkron gewesen sei.

Der finstere Mann spreche mit großer Zuneigung von Ernst und habe auch angelegentlich nach

Martella gefragt. Er sei sehr erbost, daß er, der nie eine Zeitung lese und nichts von der Welt wissen wolle, doch von diesem Kriege erfahren müsse, da ihm ein Forstgehilfe und ein Waldknecht einberufen waren. Er sei auch überzeugt, daß Preußen siegen werde.

Man hörte eine Zeit lang gar nichts vom Kriegsschauplatze, als daß hin und her marschirt werde.

Dann kam ein Brief von dem Major, der den Tod des Rittmeisters beklagte und sehr herzlich von dem edlen und gemessenen Verhalten Annettens berichtete.

Richard, der sich während der Anwesenheit Annettens, so oft er nur konnte, in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, war jetzt wieder fast ständig bei uns.

Er sprach in herber Weise von Annette, sie habe stets ihr Verlangen nach Ruhe und stiller Sammlung ausgesprochen und dabei stets sich und Andere in Unruhe versetzt. Sie lasse Niemand in sich selber leben. Sie wolle immer, daß man grade das ausdenke und ausempfinde, was sie augenblicklich bewege.

Es sei aber wol möglich, daß sie aus dem Fegefeuer eines großen Schmerzes schlackenreiner und gefestigter hervorgehe.

„Ich verstehe, warum Richard in den Wald ging. Es war brav von ihm,“ sagte meine Frau eines Abends zu mir.

Ich verstand es nicht und sie war neckisch genug, mir's nicht zu erklären. Es freute mich nur, wie sie so geheimnißvoll vor sich hin lächelte.

Neuntes Kapitel.

„Gottlob, wir sind besiegt!“ Mit diesen Worten trat Joseph am andern Morgen bei mir ein und hielt ein Extrablatt unserer Zeitung in der Hand. In jenen Worten liegt das ganze Elend jener Tage zusammengedrängt.

„Wenn die Preußen nur jetzt auch noch in die süddeutschen Residenzen einrücken! Nur dann ist volle Verständigung möglich.“

Das war der zweite Gedanke, den Joseph hinzufügte.

Der Waffenstillstand ward geschlossen. Bertha wollte sofort zurückreisen. Ein Brief von ihrem Mann zeigte ihr indeß an, sie solle bei uns bleiben, er werde alsbald nach der Heimkehr zu uns kommen.

Er theilte uns auch mit, daß ihm ein Brief

von der Wittwe des österreichischen Vetters zugekommen sei, ihr Mann sei bei Königgrätz gefallen.

Auch Nachricht von Annette traf ein. Mit kurzen Worten berichtete sie von dem Jammer, mit einer Leiche zu reisen, mit ihrem todten Glück, das zwecklos hingeopfert worden.

In einer Nachschrift war ein besonderer Gruß an Richard, auch von seinem Freunde, dem Professor der Medizin, der Annette als Freundin unseres Hauses begrüßt und ihr viel Hülfe geleistet.

Eine schlimme Kunde brachte das Dorf in Aufruhr.

Karl, der Sohn der Felsenspinnerin, an dem das ganze Dorf seine Freude gehabt hatte, war gefallen, und es war erhebend und traurig zugleich, wie Alle priesen, welch ein braver Bursche Karl gewesen war.

Selbst der schweigsame Wiesenbauer hielt mich an, als ich zur Felsenspinnerin ging, und sagte:

„Es ist ein regulirter Mensch gewesen.“

Wenn ich ihn aber darauf hin festgehalten hätte, ein Regelmäßiges zur Erhaltung der nun verlassenen Wittwe beizusteuern, er hätte mich für verrückt angesehen, weil ich so etwas von ihm ver=

lange. Die armen Leute sind nach seiner Ansicht dazu da, um zu hungern, und die Reichen, um sich satt zu essen und baar Geld in eisernen Kochtöpfen zu bewahren.

In der Begleitung des Wiesenbauern war ein nachgeborener oder vielmehr vorgeborener Bauernprinz aus dem jenseitigen Thale; denn dort herrscht das Minorat, der jüngste Sohn tritt das geschlossene Erbgut an.

Es hieß, daß dieser junge Bauer bestimmt sei, die einzige Tochter des Wiesenbauern zu heirathen. Er hatte vom Gutserben ein Erkleckliches in Staatspapieren erhalten und suchte nun eine Hofbäuerin. Von Liebe ist da nicht die Rede; es gilt nur, Ehre und Ansehen des Hofes zu erhalten, und wenn auch hieraus grade kein höheres Leben entsteht, so wird es doch in der Regel zu einem anständigen von guter Haltung.

Ich erinnerte mich, daß im Dorfe die Rede gegangen war, des Wiesenbauern Marie habe den nun gefallenen Karl geliebt.

Als ich an das Haus der Felsenspinnerin kam, trat eben Funk aus der Thür; der Bäcker Lerz folgte hinter ihm.

Ich glaube, Funk hatte mich vorher gesehen; denn es war sonst kein Grund, daß er überlaut zu seinem Genossen sprach: „Da hast du den Bettelpreußen! Das haben die Bettelpreußen gemacht, daß man den Sohn einer armen Wittwe todtschießt. Wenn er ein Prinz wäre, sieben Wochen lang thäten sie von schwarzen Schüsseln und mit schwarzen Löffeln essen."

Mir war's peinlich, nach diesen Beiden zur Felsenspinnerin einzutreten. Die sonst so bescheidene, genügsame Frau, die nie von Jemand etwas verlangte und nur wenn sie auf Taglohn ging, ihr Häuschen verließ, war jetzt äußerst anspruchsvoll. Sie verlangte Geld zur Reise. Sie wollte beim Begräbniß ihres Sohnes sein, wollte auch wissen, wo er liegt. Sie wollte zum Fürsten, für den ihr Sohn gestorben war. Sie, die arme Frau, hätte noch viel mehr Recht, als die Rittmeisterin, die große Frau, auf eine bedeutende Pension.

Auch meine Frau kam und die Alte sagte: „Du hast's besser, dein Sohn lebt noch; aber der meine ist todt. Man hat mir gesagt, du habest einmal ausgerufen, dein Sohn sei mehr als todt. Jetzt sag' mir: was ist mehr als todt? Gelt, du

weißt's nicht? Der Preuß hat sich grad den Besten herausgesucht. Er hat's gewußt. Von all den Tausend und Tausend, die Mutter sagen, ist Keines ein besser Kind gewesen, als mein Karl.

Dein Ernst ist auch gut. Sie sind ja beide an einem Tag geboren. Weißt noch? Mein Mann ist heimkommen und hat einen Rausch gehabt, einen lustigen, einen prächtigen Rausch. Er hat's gewußt, daß er so einen Buben kriegt, so einen Prachtbuben.

O, mein Karl! Sucht landauf und landab, ihr werdet keinen so schönen Menschen mehr finden. Von mir hat er's nicht, aber sein Vater ist schön gewesen, fast noch schöner.

Ja und sucht einen so schönen Burschen, der am Sonntag Nachmittag zu seiner Mutter hinsitzt und ihr Späße vormacht, wenn's ihm auch gar nicht lustig um's Herz ist, blos damit seine Mutter lustig sei.

Ja, sucht so Einen, sucht! sucht!

Bleib' nur jetzt da, Waldfried! Ich hab' doch keinen Menschen, mit dem ich mehr reden kann, oder schick' mir die Martella, die ist auch gut."

Auf dem Heimwege sagte meine Frau leise:

„Und sein Regiment ist gar nicht einmal in den Kampf gekommen.“

Ich hatte nicht gewußt, daß sie die Zeitung so genau liest, aber in der That, so war's. Das Regiment Ernst's hatte keinen Schuß abgefeuert, und das ganze so schwere Elend war vergebens.

Wir schickten Martella zur Felsenspinnerin, und sie blieb die ganze Nacht bei ihr.

Am Morgen kam Martella voll Jubel und behauptete, Ernst sei gerettet; er käme jetzt bald wieder heim.

Sie hatte mit der Felsenspinnerin Alles gut ausgedacht. Sie und die Felsenspinnerin wollten zum Fürsten. Die Felsenspinnerin sollte ihm sagen: „Mein Sohn ist todt; jetzt gib mir den, der am selben Tag mit ihm geboren ist, und was er gethan hat, lösch aus! oder ja, die Felsenspinnerin will sagen: Meine Thränen wollen auslöschen, was der auf der Tafel hat.“

Es war schwer, Martella zu verständigen, daß das Alles nur Traum und Phantasiespiel sei.

Zehntes Kapitel.

Der Kampf war aus, der Friede war geschlossen.

Oesterreich war von Deutschland abgelöst; aber es gab noch kein wirkliches Deutschland. Der Franzose hatte den Vertragenden bei Fassung des Haupt-Paragraphen über die Schulter gesehen, ihnen die Feder aus der Hand genommen und einen großen Strich gemacht, der hieß die Mainlinie.

Der Major kam. Die Freude Bertha's und der Kinder war unsagbar. Der Major konnte aber doch eine tiefe Schwermuth nicht verwinden.

Er war ein strammer Soldat. Er gestattete sich keinen Widerspruch gegen vorgesetzte Obere und ihre Anordnungen, aber jetzt konnte er doch seine Empörung über diese Kriegführung nicht zurückhalten. Zog man einmal in den Krieg, so mußte anders Ernst gemacht werden.

Es herrschte bitteres Mißtrauen gegen den Willensentschluß oder die Beweggründe der Führer. Der Soldat in dem Major war empört; der Vaterlandsfreund in ihm dachte freilich noch Anderes, das er indeß nicht zu Wort kommen ließ.

Er erzählte, daß Annette sich bei Abholung der Leiche durchaus haltungsvoll benommen habe. Jetzt aber zeige sich, daß sie sich zu viel zugemuthet; sie sei krank und müsse zum Herbst in ein Seebad. Ihre Schwiegermutter werde sie begleiten.

Als der Major erwähnte, daß selbst geringe Verwundungen aus diesem Kriege einen tödtlichen Ausgang nehmen, wie man sage, weil der im Gemüth ruhende Schmerz über diesen im eigentlichen Sinne des Wortes heillosen Kampf jede Wunde vergifte, rief meine Frau: „Ja, ja! so ist's. Es gibt Wunden, die durch die Gedanken des Getroffenen tödtlich werden."

Wir Alle erkannten, daß sie an Ernst dachte, und schwiegen.

Der Major erwähnte den Namen Ernst's nicht und fragte auch nicht, ob wir Nachricht von ihm hätten.

Er hörte, daß der Sohn der Felsenspinnerin

gefallen sei, und war eben bereit, die trauernde Mutter zu besuchen, da trat Rothfuß athemlos ein und berichtete, der Spinner-Karl sei drunten im Stall und bitte mich, zu seiner Mutter zu gehen und ihr gelinde anzuzeigen, daß er lebe.

Wir ließen Karl heraufkommen, und er erzählte, daß er bei einer Recognoscirung abgeschnitten, gefangen und so fälschlich in die Liste der Todten aufgenommen worden sei.

Der Major wetterte über die Unordnung, die in allen Dingen herrschte.

Ich bestimmte, daß Karl noch eine Weile hier bleibe und dann mit dem Major nachkomme.

Ich ging zur Felsenspinnerin. Sie saß an ihrem Rocken und spann, und ich glaubte, ich stände wie vor einem Wunder, da die Alte mir entgegenrief: „Kommt er bald?"

Sie erzählte, sie sei in der Nacht erwacht; sie wisse ganz genau, sie habe nicht geträumt, da habe sie die Stimme ihres Sohnes gehört, der ganz deutlich sagte: „Mutter, ich bin nicht todt. Ich bin bald bei dir. Ich komme, ich komme," und dabei hatte sie seinen Schritt gehört. „Ich bin beim Pfarrer gewesen," sagte sie, eine Spindel

abschließend und eine neue aufnehmend, „der Pfarrer hat wollen die Todtenglocke läuten lassen für Karl, aber ich leid's nicht, mein Karl ist nicht todt, ich will nicht die Todtenglocke für ihn läuten hören."

Ich sagte ihr nun, daß es im Kriege durcheinander hergehe, und daß ich auch glaube, Karl lebe und käme wieder, und als ich eben sagen wollte, ich hätte ihn bereits gesehen, trat er hinter dem Reisighaufen vor und rief: „Mutter!"

Die Spinnerin blieb sitzen und warf nur ihre Spindel weit weg.

Karl fiel vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee und weinte.

„Weine du nicht! ich hab's genug gethan," rief sie. „Aber ich hab's gewußt: du bist ein gutes Kind, du thust mir das nicht an, daß du vor mir stirbst. Steh auf! heb' mir meine Spindel auf! Hast du schon was gegessen, Karl? Du wirst hungrig sein."

Als Karl erklärte, daß er nichts wolle, sagte sie: „Ich hab' auch nichts, als kalte, gesottene Kartoffeln. Jetzt sag', wie ist es denn gewesen, als du todt warst? Du hast gewiß in der letzten

Minute an mich gedacht, nicht? Und jetzt sag', hast du nicht heute Nacht um drei Uhr, wo du gewesen bist, vor dich hingesagt: Mutter, ich bin nicht todt. Ich bin bald bei dir. Ich komm' bald, ich komm' bald?" Karl bejahte, daß er das wirklich zur Stunde gesagt habe.

„Ist recht," sagte die Alte.

Sie richtete sich auf, faßte ihren Sohn an der Hand und fuhr fort: „Jetzt komm' mit in's Dorf! Ich weiß wohin. Wir gehen mit den Herren. Herr Major, ich danke Ihnen, es ist uns eine große Ehre. Ich darf doch mit gehen? Ich hab' was Gutes."

Wir gingen heimwärts.

Im ganzen Dorfe war es bekannt geworden, daß der so herzlich Betrauerte wiedergekommen sei. Aus allen Häusern eilten sie herbei und aus den Fenstern riefen sie: „Willkommen, Karl, willkommen!"

Des Wiesenbauern Marie, die eben ein Kleebündel auf dem Kopfe heimwärts trug, warf das Kleebündel ab, eilte auf Karl zu, aber vor ihm blieb sie wie erschrocken stehen.

„Guten Tag, Marie! es freut mich, daß du mir auch Willkommen sagst," sprach Karl.

Er reichte ihr beide Hände, und sie faßte sie. Sie sprach aber kein Wort.

Wir gingen weiter, und als ich rückwärts schaute, sah ich Marie auf ihrem Kleebündel sitzen und sich mit beiden Händen das Gesicht bedecken.

Am lustigsten war Rothfuß.

„Da kann man sehen, wie verlogen die Welt ist," rief er. „Hat Jedes gesagt: was gäb' ich drum, wenn der Spinner-Karl noch am Leben wäre! Jetzt ist er da, er ist am Leben. Was geben sie drum? Nichts! Man muß den Menschen den Gefallen nicht thun, daß man stirbt: Alles auf der Welt, nur nicht sterben."

Wir kamen in mein Haus. Die Felsenspinnerin trat vor meine Frau und sagte: „Frau Waldfried! Da ist er, mein Sohn, der Karl. So gewiß er wieder kommen ist zu allem Guten, so gewiß kommt auch Euer Ernst wieder. Sie sind ja an einem Tage auf die Welt gekommen. Wisset ihr noch? Es ist ein arges Gewitter gewesen, grad in der Stunde, und da ist die Hebamme von Euch zu mir gekommen, und da hat's den Baum in Stücke geschlagen grad hinter meinem Häuschen, und da hat die Hebamme gesagt: der Bub' kommt in den Krieg.

Ihr glaubet nicht daran? Es ist aber doch wahr geworden. Und da drunten ist ein Brunnen, und ein Mutterherz ist wie ein Brunnen, der fließt Tag und Nacht. Dein Ernst, mein Ernst wird kommen."

Niemand konnte etwas erwidern. Mit Ernst war es ja ganz anders.

Die Felsenspinnerin bat nun, man möge der großen Frau — so nannte sie Annette beständig — von der Heimkehr Karls Nachricht geben.

Der Major versprach's, und als ich mit ihm allein war, erwähnte er zum ersten Mal Ernst's und berichtete, wie der Kommandirende seiner Division ihm vor versammeltem Offizierkorps sein Bedauern ausgesprochen habe, daß der Schwager fahnenflüchtig geworden.

Schmach und Schmerz hatte Ernst jedem Einzelnen in besonderer Weise gebracht. Wir sollten aber noch einen anderen erleben.

Es kam ein Brief von Johanna, worin sie in kurzen, herben Worten mittheilte, daß ihr Sohn Martin an der Wunde, die er erhalten, gestorben sei, und ihr Mann, der ohnedies seit lange kränkle, den Tod des Sohnes nicht lange überleben werde.

Ich hielt die Nachricht vor allen Anderen zurück; nur dem Major theilte ich sie mit.

Am Tage vor der Abreise des Majors kam ein Brief von Ludwig aus Amerika. Er war voll Jubel über die Zermalmung des Bundestages und sah jetzt den Beginn einer großen Zeit für das Vaterland. Die Amerikaner sprächen bereits mit Achtung von Deutschland und der gesunden Kraft in Preußen und seinen Führern. Es war ein bitterer Ton in den Worten des Majors, als er sagte: „Ja, so läßt sich die Sache in der Ferne aus Zeitungsberichten ansehen. Wüßte ich, wie das, was ich gelernt habe, in der neuen Welt nutzbar zu machen wäre, ich würde meinen Abschied fordern und nach Amerika auswandern."

Der Mann, der nie etwas von Zwiespalt gewußt, war jetzt tief im Gemüthe zerstört, und wie viel Tausende mit ihm!

Die Kinder waren abgereist, das Haus war wieder still, und der Winter kam herbei.

Martella freute sich, daß wir wieder allein daheim waren. Sie lebte neu auf und war voll Frische, da sie wieder allein bei der Mutter sein durfte.

Als Annette uns schrieb, daß sie den Winter oder doch wenigstens einen Theil desselben bei uns im Dorfe zubringen wolle, sagte Martella: „Das ist auch gut, ganz gut. Sie ist so unterhaltsam für die Mutter.“

Elftes Kapitel.

Der Landtag wurde einberufen, und ich kann nicht sagen, wie schwer mir's ward, mein Haus zu verlassen und dort in die widrigen und aufreibenden Arbeiten einzutreten.

Als ich mit Joseph in die Stadt fuhr, um nach der Residenz zu reisen, rief mich Annette aus dem Eisenladen des Eduard Levi an. Sie sah majestätisch düster in den Trauerkleidern aus, aber ihr leuchtender Blick, die klare Farbe ihres Antlitzes ließen das schwarze Gewand nicht so stumpf und trüb erscheinen. Sie mochte mir ansehen, daß ich mich dessen freute; denn sie sagte: „Ich will gesunden, ich lasse mir von den beiden größten Heilkräften helfen. Ich komme aus dem Meer und ziehe nun in den Wald. Meine Schwiegermutter ist zu ihrer Tochter, die an unsern Gesandten ver=

heirathet ist, nach Paris gereist. Sie meint, man könne jetzt nirgends leben, als in Paris. Ich komme zu Ihnen. Sie und Ihre Frau können mir viel sein, und ich kann Ihnen vielleicht auch etwas sein. Ich habe nie gelernt, in Ruhe zu leben, ich will es jetzt lernen. In Ihrem Hause bin ich in der besten Schule und Ihre Frau wird Geduld haben mit einer traurigen und doch ungebändigten Schülerin."

Sie kaufte einen sinnreich gebauten Ofen mit eingepaßtem Kochgeschirr für die Felsenspinnerin und für sich selber allerlei neuen Hausrath, um sich für den Winter im Dorfe einzurichten.

Sie war voll Freude, Rothfuß zu begrüßen und ließ alle Einkäufe in ihren Wagen zur Kammerjungfer bringen. Sie wollte sich zu Rothfuß in unsere Halbkutsche setzen; er sollte ihr unterwegs erzählen.

Ich fuhr nach der Residenz, Annette nach unserm Dorf.

Joseph, der mit mir reiste, erzählte mir unterwegs, daß er besonders gut aus diesem Kriege heraus käme. Süddeutschland sei auch deßhalb so vorwiegend österreichisch gestimmt gewesen, weil der

größte Theil der hier ansäßigen Besitzenden sein Geld in österreichischen Papieren angelegt hatte.

Nun habe ihn der Bruder Annettens noch rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß auch in finanziellen Dingen eine große Umwandlung vorgehe. Amerika habe seinen Krieg bereits hinter sich, dorthin gehe nun die Geldströmung und sie sei sicher und nutzbringend.

Joseph reiste nach der Stadt, um seine in hohem Cours stehenden amerikanischen Papiere zu verkaufen.

Mir ist's und bleibt's immer neu, wie Joseph bei aller wahrhaftigen Theilnahme für das öffentliche Leben auch dabei die Geldbewegung ausnutzte.

Ich hatte die Freude, Baron Arven zum Reisegefährten zu haben, der als Mitglied der ersten Kammer auch nach der Residenz reiste. Er war allerdings sehr bedrückt und gestand, es gebe Dinge, die man wünschen müsse, die aber doch, wenn sie eintreffen, einen ungeahnten neuen Schmerz verursachen. So sei es auch mit der Trennung Oesterreichs vom übrigen Deutschland. Längst als Nothwendigkeit erkannt, wenn wir für uns zu einem wirklichen Staatsleben kommen sollen, und wol auch zum Heile für Oesterreich, sei es doch, wie wenn

ein Todesfall, den man herbeiwünschen müsse, eingetreten sei.

Aus manchen Andeutungen erkannte ich, daß dieser schmerzliche Zwiespalt in der Häuslichkeit Arvens, welche noch durch so viele Familienbande mit dem Kaiserreich zusammenhing, besonders traurig empfunden wurde, und ich glaubte nicht zu irren, daß dieß zu einem persönlichen Zerfall geführt habe.

Der Baron bot mir an, bei ihm, in seinem Familienhause in der Residenz zu wohnen, da seine Frau für diesen Winter nicht dorthin komme.

Ich lehnte dankend ab, da ich Annette versprochen hatte, ihre leerstehende Wohnung zu beziehen.

Zwölftes Kapitel.

Im Kreise der Abgeordneten war eine hochgradige Gereiztheit.

Bei einem eingetretenen Ungemache zeigt sich erst, ob die Menschen zusammengehören, und wie im Einzelleben bei unentschiedenen und doch unhaltbaren Zuständen bald resignirte Lässigkeit, bald heftiges Drängen abwechseln, wie man der eigenen Kraft mißtraut und sie wieder überschätzt, so ging es auch hier in der großen Gemeinschaft. Es war eine Körperschaft, die die Empfindung hatte, eine gewaltsame kühne Operation müsse vollzogen werden, aber wer ist der Arzt? von wannen kommt er? Man muß auf die gefahrvolle Stunde warten, und vielleicht erhebt schließlich der als Retter gepriesene sorgliche Vetter über dem Rhein Einsprache gegen den entschiedenen Heilversuch.

In einer geheimen Sitzung wurden uns die Abmachungen mitgetheilt, die vom norddeutschen Bunde festgestellt waren, für kommende Fälle die deutsche Heeresmacht zu einigen. Wir mußten geloben, unbedingtes Stillschweigen zu wahren, denn man hatte den Nachbar im Westen zu fürchten.

Mein Schwiegersohn, der Major, bekam einen längeren Urlaub; ich habe nie erfahren, ob er denselben in Paris oder in Berlin zugebracht.

Wir bedurften unverdrossener Ausdauer, um die Arbeiten und Kämpfe im alten landständischen Hause zu bewältigen.

Als ich heimkam, erschrak ich über das leidende Aussehen meiner Frau.

Obgleich ich mir alle Mühe gab, das nicht merken zu lassen, erkannte sie doch meine Besorgniß und betheuerte, daß sie sich wohl fühle, nur manchmal etwas schwach. Das werde aber verschwinden, wenn sie im Sommer mit Annette in ein Bad gehe.

Ich beruhigte mich auch, da ich sie so thätig und heiter sah.

Sie hatte den Tod unseres Enkels Martin bereits erfahren und sprach mit Ruhe davon.

Sie berichtete von dem bedachtsamen Wesen Martella's.

Rothfuß war wieder leidend gewesen. Er schlich noch jetzt mühselig im Hause umher.

Martella übernahm alle seine häuslichen Obliegenheiten, und dazwischen hatte sie Unterricht bei der Mutter und Annette, und je mehr sie zu thun hatte, um so glücklicher und wohlgemuther wurde sie.

Meine Frau hatte ihre besondere Lust daran, mir auszuklären, welch ein seltsames Widerspiel sich in Annette und Martella darstelle.

Annette strebte aus einer überreizten Bildung zur Einfachheit zurück, Martella war ärgerlich auf ihre Einfältigkeit, deren sie bewußt geworden, und suchte mit eisernem Fleiß sich die Bildungselemente anzueignen.

Annette hatte stets außer sich, Martella stets in sich gelebt. Annette hatte immer Alles kritisch zu zerlegen gesucht, Martella war nur naive Empfindung gewesen.

Es war allerdings ein seltsames Gespann, das meine Frau im Gleichschritt zu lenken hatte.

Annette hatte sich mit thätiger Selbstüberwindung in das winterliche Dorfleben eingewöhnt. Sie

wiederholte oft, daß sie in den nächsten Tagen abreise. Sie schien sich durch kein Versprechen binden zu wollen, um sich täglich neu bestimmen zu können.

Als ich ihr sagte, daß dieß ihr selber und auch uns keine rechte Ruhe gebe, versprach sie zu bleiben, bis ich ihr selbst zur Abreise rathe.

Sie gestand, daß es ihr lieb sei, von einem fremden Willen gelenkt zu werden.

Sie spann mit großer Emsigkeit und zeigte mir, wie ein fleißiges Kind, ihr reiches Gespinnst.

Die Felsenspinnerin behauptete, daß Annette ihr Bestes ihr ablerne.

Manchmal konnte sie indeß auch ihre Unruhe nicht bewältigen.

Sie ließ den Teich vom Schnee reinigen und lief Schlittschuh auf dem Eise. Das halbe Dorf stand herum. Meine Söhne waren auch bisweilen hier Schlittschuh gelaufen, aber die schöne, große Frau mit der schwarzen Feder auf dem Hut und dem enganliegenden pelzverbrämten Mantel, das war doch ein ganz neuer Anblick. Sie hatte auch für Martella Schlittschuhe kommen lassen, aber sie brachte Martella nicht dazu, sich von ihr einüben zu lassen.

Mehrmals verließ uns Annette, um einige Tage bei der Baronin Arven zuzubringen. Sie kam dann immer wundersam verändert wieder zu uns.

Eines Tages kam sie hocherregt und rief:

„Ach, wenn ich nur auch gläubig sein könnte! Ich brauche Chloroform für meine Seele.“

Wir konnten nichts darauf erwidern und sie fügte sich auch bald wieder still in unser gewohntes Leben.

Ich hatte in meinem Hause eine schwierige Neuerung einzuführen. Denn fast noch schwerer, als im Abgeordnetenhause einen Vergleich mit der Gegenpartei zu Stande zu bringen, ward mir die Maßnahme, für Rothfuß einen Ersatzmann in's Haus zu nehmen oder vorläufig ihm denselben beizuordnen. Ich durfte nichts ohne seine Zustimmung thun. Er verwarf mehrere Vorgeschlagene rundweg, und als ich endlich von Joseph die Erlaubniß erhielt, den Spinner-Karl zu dingen, war Rothfuß auch gegen diesen aufsäßig, ohne ihn indeß abzulehnen.

Rothfuß behauptete immer, der Spinner-Karl habe es im Kriege gemacht, wie jenes Mädchen. „Fang' mich, ich halt still!“ hat es gesagt.

„Er hat sich fangen lassen. Wenn nur auch Ernst so pfiffig gewesen wäre.“

Um seiner Liebe zu Ernst willen ertrug Karl den ungerechten Vorwurf; denn er war in der That ein muthiger, ja sogar rauflustiger Soldat und konnte seinen Aerger nicht bewältigen, daß man in diesem Kriege immer hin und her, vor- und rückmarschirt sei, ohne drauf zu plätzen.

Rothfuß und Martella sprachen mit einander viel von Ernst, an welchem Martella mit unerschütterlichem Vertrauen hing.

So oft der Briefbote kam, war sie voll gespannter Erwartung, hatte aber Selbstbeherrschung genug, das wegen der Mutter möglichst zu verbergen; denn die Mutter sprach nie von Ernst, aber seit dem Tage, da die Nachricht von Ernst gekommen war, schlief sie unruhig.

Als ich vom Landtage heimgekehrt war, sagte sie: „Nicht wahr, du hast keine Nachricht, die du mir vorenthältst?“

Ich verneinte dieß wahrheitsgemäß, und nun erschien sie wieder so ruhig, als wenn sie von etwas Gleichgültigem gesprochen hätte. Und doch nagte dieser Schmerz unabläßig an ihrem Leben.

Annette bekam viele Briefe, und da sie mit keinem Menschen verkehren konnte, ohne in ein

persönliches Verhältniß zu ihm zu treten, hatte sie für den Landbriefboten zur Stunde seiner Ankunft immer etwas zu essen und zu trinken bereit. Sie ließ sich von den Beschwerden und Mühseligkeiten seines Berufes und von seinen häuslichen Verhältnissen erzählen und half ihm nach Kräften.

Sie ließ einen Schafpelz für ihn kommen, aber er mußte ihn ablehnen; denn bei seinen Gängen über Berg und Thal konnte er die schwere Bekleidung nicht ertragen. Sie schenkte den Pelz einem armen alten Auszügler und suchte überhaupt im Dorfe und der Umgegend in allen Häusern Gutes zu stiften.

Drunten im Thale steht noch das älteste Haus, das aus Holzblöcken gebaut ist und das man nur die Hütte nennt. Der Rauch zieht durch das ganze Haus und bringt durch die Lucken hinaus, wo er kann. Annette fand diese räucherige Luft besonders genehm.

Sie saß oft dort in der Hütte, die Leute aus den vereinzelten Häusern kamen, und sie erzählte ihnen und machte ihnen auch allerlei Scherze vor und kam immer heiter aus der Hütte wieder zu uns herauf.

Annette war einmal Rautenkron begegnet. Sie suchte zutraulich mit ihm anzuknüpfen, aber er wies sie barsch ab, und da sie uns von dem Menschenfeinde erzählte, sagte meine Frau ein Wort, das mir unvergeßlich ist: „Dieser Mann muß aus einem vornehmen und wohlgestellten Hause stammen; denn ein Kind armer Eltern kann kein Menschenfeind werden.“

War Annette mild vorsorglich und von keiner Herbheit und Unschönheit abzuschrecken bei den geringen hülfsbedürftigen Leuten, so war sie dabei dennoch voll Schärfe, ja ich möchte sagen, voll Unbarmherzigkeit gegen die Mängel der Bessergestellten.

Der Hauptmann, der seinen Abschied genommen und die einzige Tochter des reichen Sägmüllers geheirathet hatte, bemühte sich, als Kamerad des gefallenen Rittmeisters, Annette in eine freundliche Beziehung zu seinem Hause zu bringen; sie aber war abwehrend und heftig. Sie behauptete, die junge Frau mache immer eine Miene wie eine gelangweilte Herzogin, und suche stets zu zeigen, daß sie in Paris erzogen sei.

Meine Frau sagte, sie habe keine Freude an

derartigen Betrachtnahmen; Annette sah sie groß an, dann schlug sie die Augen nieder.

Die Tage waren voll Arbeit, die Abende voll Ruhe, und Annette machte uns auf etwas aufmerksam, das wir bisher gar nicht bedacht hatten. Sie fand es höchst wunderbar, daß in unserm Hause keine Spielkarten waren. Es schien ihr unfaßlich, daß man auf dem Lande nicht zu diesem Zeitvertreib greife; aber wir hatten nie daran gedacht, wir bedurften dessen nicht.

Annette las uns mit ihrer klangvollen Stimme oft vor; Joseph kam mit seiner Frau und hörte zu, und Martella spann so leise, daß man ihre Spindel nicht hörte.

Auch Rothfuß saß auf der Ofenbank und wußte es so geschickt einzurichten, daß man nicht merkte, wann er eingeschlafen war. Wenn es zum Aufbruch ging, war er jedesmal wach und ließ es sich nicht nehmen, Annetten mit der Laterne bis zu Josephs Hause vorzuleuchten.

Die Mutter schilderte Richard unser behaglich reiches Winterleben, aber zum ersten Male kam Richard einen ganzen Winter lang nicht in's Elternhaus. Er betheuerte, daß er eine große Arbeit

habe, die er nicht unterbrechen dürfe. Er glaube, einen nicht unwichtigen neuen Beitrag zu seiner Wissenschaft geben zu können.

Annette hatte sich die in wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen Richards angeschafft und las im Winter eine Abhandlung desselben „über den Ursprung der Sprache" und alle seine Bücher.

Sie sagte: „Ich halte es nicht für Eitelkeit eines Schriftstellers, der mich oft fragte: Haben Sie Das und Das von mir gelesen? Wie kann er glauben, daß man seine Worte treu hört, wenn man nicht sein Bestes, die stillen Stunden seiner tiefsten Arbeit kennen lernen will?

Ich lese die Schriften des Professors und finde Vieles, was ich nicht verstehe; aber er hat's geschrieben und ich lese es deßwegen, und dann komme ich auch wieder auf Stellen, wo ich daheim bin."

Die Mutter sah mich wieder bedeutsam an, und zum ersten Mal fiel mir's auf: wär's möglich, daß Richard Annette liebt und sich darum von ihr zurückzieht?

Es war gegen Ende Februar. Da hatten wir Trauer in unserem nächsten Kreise: der Vater

Josephs starb. Am Tage, als er begraben wurde, erhielt Annette einen Brief, worin ihr die Erkrankung ihrer Schwiegermutter in Paris gemeldet wurde.

Ich rieth ihr natürlich, sofort abzureisen, und nun waren wir wieder allein. Alle im Hause fühlten die Lücke, die Annettens Fortgehen gelassen. Aber bald überfiel uns neue schwere Sorge.

Dreizehntes Kapitel.

Es sind Tage vergangen, in denen ich die Feder nicht ansetzte; ich konnte nicht. Muß ich denn auch das erzählen?

Was zwingt mich?

„Nur nichts Angefangenes liegen lassen!" war ihr Spruch, und so muß ich ihren Tod erzählen.

Wenn Herbstnebel, Sturm und Winterfrost die Bäume entblättert, bleiben an einzelnen Bäumen, an einzelnen Zweigen noch Blätter hangen. Warum grade diese?

Mein Gedächtniß ist mir getreu verblieben; von Jenem aber, was mein Leben durchschnitt, habe ich nur wenig Erinnerung.

Ich mußte immer wieder an das Wort der Felsenspinnerin zu ihrem Sohne denken: „Du bist ein gutes Kind; du kannst mir das nicht anthun, daß du vor mir stirbst."

Von meiner Dachkammer aus habe ich zugesehen, wie ihr Grab zugeschüttet wurde. Die Schaufel blinkte im Sonnenschein. Niemand wußte, daß ich zusah. Was damals durch meine Seele ging, muß ich noch einmal aufrühren. Es sei!

Meine Frau war krank. Sie klagte über nichts; aber sie war schwach und theilnahmlos. Sie schlief immer stundenweise am Tag und dann in der Nacht, und wenn sie aufwachte, verwunderte sie sich über Alles. Sie mochte im Schlafe in ganz anderen Regionen gelebt haben; sie sprach nicht davon.

Der Arzt gab kleine Mittel und vertröstete auf den Sommer und eine stärkende Badekur in erheiternder Gesellschaft.

Annette kam zurück und bald auch meine Tochter Johanna, welche Wittwe geworden war, mit ihrer Tochter Christiane. Sie blieb nun ganz bei uns. Der einzige Sohn, der ihr verblieben, war als Vikar in's Unterland versetzt.

Johanna nahm mit Hülfe unserer Magd Balbina das ganze Hauswesen in die Hand. Als meine Frau Martella mahnte, sie möge sie in Allem gewähren lassen, sagte diese: „O, gewiß und gern!

Sie ist hier vor mir daheim, und ich kann dann auch besser bei der Mutter sein."

In der That hatte meine Frau das fremde Kind lieber in ihrer Umgebung als das eigene; denn Johanna konnte es nicht lassen, mit einem gewissen hochmüthigen religiösen Mitleid uns Alle zu betrachten.

Der Frühling kam, und meine Frau lebte wieder auf. Ich war voll Glückseligkeit.

Damals verstand ich's nicht, jetzt verstehe ich, was mir der ruhig verständige Arzt sagte: ich müsse es zu einer Mittelstimmung bringen, weder so tief traurig, noch so hoch freudig sein.

Die Vorbereitungen zur Badereise waren getroffen; auch Bertha mit ihrer Tochter wollte in den Badeort kommen.

Da erklärte der Arzt — ich sah keinen Grund dafür — man solle noch warten. Es sei besser, meine Frau bliebe noch eine Weile in ihrer gewohnten Umgebung und Ordnung. Der Arzt, ein noch jugendlich frischer Mann, ständig befleißigt, sich weiter zu bilden, voll Berufseifer und allbeliebt im Thale, blieb nun oftmals länger bei mir und erzählte mir in vertraulicher Weise sein Leben, wie

er früh verwittwet sich in der Erinnerung an ein glückliches Leben genüge.

Damals nahm ich das ohne weitere Betrachtung hin; später wurde mir klar, warum er mir das Alles jetzt erzählte.

Die Tage gingen still dahin. Ich gewöhnte mich allmälig daran, daß meine Frau krank war. Aber wenn ich draußen im Felde war, überfiel mich plötzlich eine Angst: es ist zu Hause etwas Entsetzliches geschehen.

Ich eilte heim; es war Alles in der gewohnten Weise.

Oberhalb meines Hauses geht es bergab, und die jungen Burschen mit ihren Fuhrwerken knallen da besonders lebhaft.

Ich merkte, daß dies Gustaven schreckte, und sie hörte, wie ich Rothfuß auftrug, er solle die Burschen erinnern, nicht so zu knallen.

„Laß sie doch," sagte sie, „der Mensch, der so müßig dahin geht, und ein tongebendes Werkzeug in der Hand hat, bringt gern einen Ton hervor zu seiner Lust. Wehre es ihm nicht!"

Ich habe Rothfuß nie weinen sehen, aber als er das hörte, weinte er, und am Abend sagte er

zu mir: „So müssen die Engel vom Himmel herunter ansehen, was die Menschen da unten treiben. Sie ist kein menschliches Wesen mehr. Sie bleibt uns nicht.

Verzeihen Sie! ich bin ein dummer Kerl, daß ich so was sage. Sie wissen ja, ich bin ein einfältiger Kerl, ich verstehe so was nicht.

Sie hat Recht, die dummen Menschen müssen immer Lärm machen, sei es mit dem Maul oder mit der Peitsche."

Er hatte aber doch die Burschen dahin gebracht, daß sie nicht mehr knallten.

Meine Frau bestand darauf, daß Annette und Bertha in's Bad reisten, und sie mußten ihr willfahren.

Woche um Woche verging. Da erklärte mir eines Abends der Arzt, ihr Leben sei nur noch nach Tagen zu zählen.

Ich kann nicht sagen, wie mir war.

Joseph telegraphirte den Kindern; sie kamen.

Aber seltsamer Weise war meine Frau gar nicht davon überrascht. Sie sprach mit ihnen, als wären sie vor einer Stunde dagewesen.

Der Arzt sagte, vielleicht wäre noch eine Rettung

möglich, jedenfalls müsse man versuchen, meiner Frau neues Blut einzuflößen.

Sofort erklärte sich Johanna bereit dazu, und es war gewiß gut gemeint, aber es kam hart heraus: sie sagte, sie als Tochter habe das erste Recht dazu, oder wenn man es von ihr nicht wolle, so müsse ihr eigen Kind bereit sein.

Der Arzt erklärte, daß es weder von ihr, noch von ihrem Kinde thunlich sei.

Nun war ein Wettstreit zwischen Martella und Annette, und Martella strahlte auf, da der Arzt sich für sie entschied, und rief:

„Nehmt mein Blut, all mein Blut, alles, was ich habe!"

Meine Frau wurde in der Nacht wieder kräftiger, da ihr das Blut Martella's eingeflößt war; aber es war sehr hart, daß sie das Gehör fast ganz verloren und nur noch Freuden durch's Auge hatte.

Eine große Freude war es, als ihr Martha, die älteste Tochter des Kreisdirektors, ein von ihr ausgeführtes Bild brachte: den Ausblick nach dem Wald am Steinmäuerle, wie er sich vom Erker unseres Hauses darstellt. Als Staffage ging ein Jäger vom Wald herab.

Martha sagte, daß diese Figur, da sie nicht Figuren zeichnen könne, ihr Annette hineingezeichnet, und sie küßte die Hände der Mutter, da diese sagte: „Ich meine, der Jäger sieht unserm Enkel Julius gleich."

Es war am 22. Juli. Da sagte sie: „Laß mir ein Tännchen aus meinem Walde da her setzen!"

Ich schickte Rothfuß nach dem Walde; er brachte eine kleine Edeltanne, setzte sie in einen Topf, und als er sich darüber beugte, sah ich, wie seine Thränen auf die Zweige fielen.

Er wendete sich nach mir um und sagte: „Das wird dem Bäumchen nichts schaden."

Als ich ihr das Tännchen vor das Bett stellte, lächelte sie und fuhr mit der linken Hand in die Zweige; aber die Hand sank bald matt nieder.

Welch wundersame Kraft der Erinnerung liegt im Mutterherzen! Tausend kleine Geschichten und Aussprüche, kecke und gute Streiche Ernst's erzählte sie, aber wunderlicher Weise ohne seinen Namen zu nennen, mit einer Umständlichkeit, als ob sie ihr eben jetzt vor Augen wären. Sie lobte sein Flachshaar und bewegte liebkosend die Hand, als streichelte sie es.

„Und weißt du noch, wie er einmal sagte: Mutter, ich kann mir gar nicht denken, daß du auf der Welt gewesen bist ohne mich? Freilich, ich bin nicht auf der Welt gewesen ohne dich."

„Ohne dich, ohne mich —" wiederholte sie dann wol hundertmal.

Die ganze Nacht sang sie abgebrochen alte Lieder.

Am Morgen, als es eben Tag wurde, sagte sie zu mir gewendet: „Heute ist sein Geburtstag." Und das war ihr letztes Lächeln. Es war heute der Geburtstag Ernst's.

Und dann, als der verlorene Sohn heimkehrte, war keine Mutter mehr da.

Im Stillen hatte sie immer an ihn gedacht, aber jetzt wol am tiefsten.

Sie hörte nicht mehr. Plötzlich rief sie laut auf: „Gott Lob! Richard heirathet sie doch." Und dann — ja, ich kann nicht weiter erzählen. Es ist genug.

Es war elf Uhr; ich weiß nicht, warum ich an diesem Tage immer und immer auf die Uhr sah, da sagte sie: „Wasser von meinem Brunnen!"

Richard eilte fort.

Was mochte er auf diesem Gange hin und her empfunden haben!

Er kam schnell wieder; er brachte das Wasser. Sie schien aber nicht mehr zu wissen, daß sie darnach verlangt hatte. Sie wehrte ab, als Richard sie in den Kissen emporhob und ihr das Glas an die Lippen brachte.

Ich hörte draußen eine Stimme. Mich überrieselte es kalt; alle Haare standen mir zu Berge.

Das ist die Stimme unseres Sohnes Ernst.

Wenn Ernst jetzt käme, in dieser Minute! Und hat ihn eine Ahnung von dem, was hier eintreten wird, hergezogen? Welche Macht darf ihn mir jetzt nehmen? Und wie wird er vor die Mutter hintreten?

Wer kann ermessen, mit welcher Schnelligkeit Gedanken durcheinander schießen, wie Sonnenstrahlen durch eine Wolke blitzend, unzählige neben einander sichtbar, vereinzelt und doch zusammengedrängt!

Ich eilte hinaus. Julius war da; er hat ganz die Stimme Ernst's. Er brachte einen Brief, den ihm Eduard Levi übergeben hatte; es war ein Brief von Ernst aus Algier.

Ich konnte jetzt den Brief nicht lesen. Ich konnte keine Sekunde versäumen von ihr; jede war mir noch ein Tropfen, und mir flimmerte es vor den

Augen. Ich ging rasch wieder hinein. Sie sah nach mir mit wunderbar glänzenden Augen.

„Es ist ein Brief von Ernst da," rief ich.

Ich weiß nicht, ob sie mich ganz verstanden hat; aber sie griff nach dem Blatt in meiner Hand und hielt es krampfhaft fest.

Ich hob ihren Kopf und legte ihn auf die kältere Seite des Kissens. Da sah sie mich groß an, suchte die Arme zu heben; ich beugte mich nieder, sie küßte mich.

Es läutete zu Mittag, zwölf Uhr, und unter dem Glockengeläute athmete sie aus.

Ich wankte endlich nach ihrer Stube, mir war's, als müßte ich die Lebendige dort finden, und als ich in ihrem Stuhle saß, konnte ich nicht fassen, daß ich hier sitze, und sie liegt da drüben, und ich thue nichts für sie.

Ich weiß nicht, es war so wundersam still.

Da sagte Martella: „Ich hab' sie angehalten, die Uhr. Sie soll auch stillstehen."

Man hatte den Brief aus der krampfhaft geschlossenen Hand gelöst; ich las ihn. Der Brief ist verschwunden, ich weiß nicht, wohin. Ich erinnere mich nur, daß er Nachricht aus Algier enthielt und

daß Ernst darin sagte: wenn Martella und Richard sich zu einander neigen, so sei er bereit, jedes Versprechen zu lösen.

Meine Kinder waren da, nur Ernst und Ludwig fehlten. Viele Freunde waren da. Ich weiß, daß ich Vielen die Hand reichte. Was hilft das? Sie Alle haben ihr eigen Leben; ich habe keins mehr.

Man erhob sich zum Begräbniß.

Vor dem Hause, nicht weit vom Brunnen, wurde der Sarg abgesetzt und mein Enkel, der Vicar, hielt eine, wie man mir sagte, innige Rede im Namen der Familie. Ich hörte nichts, als das Rauschen des Wassers.

Wie ich dann an ihrem Grabe stand, wer mich führte, ich weiß es nicht.

Nur das weiß ich: ich sah, wie Martella die Schollen küßte, die sie hinabwarf, und als ich wieder heimkehrte, da rauschte noch unser Röhrbrunnen. Er rauscht fort, fort. —

Bleiern lag es in mir; ich entbehrte die Wohlthat der Thränen. Ich begriff es nicht, daß Alles noch an mir lebt, meine Hände sich bewegen, meine Augen sehen.

Als ich wieder hinausschaute über das Thal

nach den Bergen, war es mir plötzlich, als legte sich's wie Blindheit über meine Augen, und dann erschien mir Alles: der Wald, die Wiesen, die Häuser blutroth, wie in dunkle Abendgluth getaucht.

Ich schloß die Augen lange, und als ich sie öffnete, sah ich wieder, daß die Wiesen und die Wälder grün waren und Alles in seinen natürlichen Farben.

Das Wasser fließt über das Wehr, schäumt und rauscht und glitzert, so gestern wie heut und morgen.

Wie ist es nur möglich, daß Alles fortlebt, und sie ist nicht mehr da!

Saget nicht: die Natur tröstet. Gegen einen positiven Schmerz, einen Verlust auf immer vermag sie nichts.

Wenn du in der Stube dich vergrämt hast über Kränkung, Lüge, Gemeinheit, kann der frische Athem und Ausblick in Feld und Wald dich befreien. Was ist die Verruchtheit, in der sich die Bösen bewegen, gegen dieses ständige getreue Fortleben des Großen! Das Beste von der Welt ist noch dein. Laß es nur walten über dich!

Aber ist dir dein Weib entrissen, da hilft dir nicht Baum, nicht Strom, nicht blauer Himmel, nicht Blume, nicht Vogelsang. Das lebt für sich, ein ander Leben, und was soll das Alles mir, wenn sie es nicht mehr mit mir lebt!

Das Erste, was mich wieder traf, war, als ich die Felsenspinnerin zu ihrem Karl sagen hörte: „Warum bin denn ich noch da? Sie war so gut und so nöthig, und ich bin dir und der Welt doch nur zur Last. Warum muß ich dableiben? Ich wär' den Weg ja so gern für sie gegangen.“ Und ringsum vor dem Hause standen die Armen und klagten; eine Alte rief weinend: „Das Brod von ihr hat doppelt gesättigt; es war nicht widerwillig gegeben, sondern vergunntes Brod.“

Ich fühlte, es reagirt nichts mehr in mir. Ich kann nicht sagen, daß es mich erschreckte, es war mir nur bewußt, meine Geisteskräfte sterben ab oder schlafen. Ich konnte Tage lang gar nichts denkend dreinschauen, so hinleben, dumpf, stumpf. Da waren noch meine Kinder, aber ihre Theilnahme half mir nicht. Der böse Brief Ernst's allein bewegte mich.

Ich konnte es nicht fassen, daß, was einst

Leben war, nur noch ein Gedanke, eine Erinnerung sein soll.

Wenn Jemand die Treppe herauf kam, meinte ich immer, sie käme wieder und sagte: „Ich hab's doch nicht ausführen können, ich muß zu dir kommen, du bist so allein. Die Kinder sind gut, aber wir Zwei können doch nicht von einander sein." Und dann erschrak ich, wenn ich merkte, wie weit sich meine Gedanken verirrten.

Wenn ich über die Straße ging, kam ich mir vor, als wäre ich nur noch der halbe Mensch.

So lange sie lebte, hatte ich immer das Gefühl: du bist reich, du hast das Beste daheim.

Niemand weiß, wie reich im Gemüth ich durch sie war, welch eine Fülle von Seele ich mein nannte. Ich war durch sie und mit ihr in einer höhern Existenz gehalten.

Jetzt war ich so zerstückt, so verarmt, mein ganzer geistiger Besitz war in nichts zerronnen. Die Kinder sind noch da, aber sie sind für sich. Meine Frau allein war für mich da, war ich selber.

Wenn ich sonst Morgens erwachte, war es eine Lust, meines Daseins mir bewußt zu werden; jetzt mußte ich jeden Morgen den Verlust neu

begreifen lernen — und das lerne ich nie. Meine Sonne war untergegangen. Ich wollte nichts mehr erleben; denn Alles, was ich erlebte, stellte sich zwischen sie und mich, und ich wollte nur in ihrem Gedenken leben.

Ich sah ihre Lampe, ihren Tisch, ihr Nähzeug an: das hat sie überdauert, ist noch da und bleibt. Die eine Uhr wurde nicht mehr aufgezogen; es gab nur noch einen Taktschlag in der Wohnstube, nur noch einen.

Jetzt verstehe ich, warum die Alten dem Todten sein Arbeitsgeräthe und dergleichen mitgaben.

Ich sah zum Fenster hinaus. Die Kinder der Nachbarn lärmten auf der Straße; der Lärm that mir weh. Ich mußte daran denken, wie sie einst sagte: „Warum stört uns das? Ist es denn etwas Anderes, als das Singen der Vögel? Die Kinder sind wie die unschuldigen Thiere."

Es gibt nichts, was mich nicht an sie erinnert.

Stunden lang konnte ich vom Fenster aus dem Treiben der Hühner zusehen, wie sie hin und her rennen, etwas aufpicken, sich begucken, wie der Hahn sie lockt.

So muß ein kleines Kind die Welt betrachten, die es zum ersten Mal wahrnimmt.

Ich war, wie aus einer Dunkelheit erwachend, mit offenem Auge träumend. Alles Leben war mir neu, wunderbar, räthselvoll, und ich stehe dem siebzigsten Lebensjahre nah.

Als ich mich nach Wochen im Spiegel sah, wunderte ich mich über das vergrämte, verfallene Gesicht des alten Mannes. Und das sollte Ich sein!

Ich war im Nachbardorfe, um beim Steinmetz einen Grabstein zu bestellen. Es wurde Nacht, als ich heimkehrte. Da kam plötzlich ein Gewitter über den Berg herüber.

Ich zählte wie als Kind zwischen Blitz und Donnerschlag. Es ging bis auf zweiunddreißig, dann aber nur noch bis auf sieben. Dann ließ ich das Zählen sein.

Ich sah Häuser am Wege. Da wohnt der und der, da könnte ich Unterkunft suchen; aber so triefend naß, was soll ich im fremden Haus?

Ich ging immer mitten im Wege auf den zerschlagenen Steinen. Ueber eine kleine Brücke mußte ich durch's Wasser waten.

Ich merkte es, ich ging in der Gewitterwolke.

Wie schön wär's, so vom Blitz erschlagen werden. Könnte ich jetzt sterben!

Aber meine Kinder, meine Kinder!

Ich weiß noch, daß ich das laut rief. Aber der Donner verschlang meinen Ruf.

Jetzt kamen die Blitze so schnell, daß ich geblendet wurde. Ich sah nichts mehr. Ich schloß die Augen und hielt mich an einem Felsen am Wege. So hatte der Donner noch nicht gebrüllt, so der Blitz nicht ununterbrochen zuckend fortgeleuchtet.

Ich stand still, ich wollte warten und dachte an die vielen Menschen, die mit mir in diesem Unwetter sind. Und jetzt konnte ich weinen, ich hatte nicht geweint seit ihrem Tode; jetzt that mir's wohl. Der Hagel schlug mir in das thränennasse Gesicht.

Nie habe ich so empfunden, was Leben ist und Wissen vom Tode als in jener Stunde.

Da höre ich meinen Namen rufen.

Rothfuß kommt und er ruft gleich:

„Martella schickt mich. O, Gott sei gelobt! Daheim wartet ein gutes Bett auf Euch.“

Von Rothfuß geführt kam ich heim, und die Erschütterung, die ich erlebt und von der man viel gefürchtet hatte, bewirkte das Gegentheil. Ich schlief bis gegen den Mittag, und als ich aufstand, fühlte ich mich neu belebt.

Ich breche ab. Ich kann nicht weiter. Ich mußte lernen, das Leben neu beginnen. Wenn man sein Liebstes in die Erde gelegt hat, ist diese Erde eine andere und der Schritt auf ihr ein anderer. Ich hoffe keine Klage um mein eigen Leben mehr künden zu müssen.

Eine erste Beruhigung fand ich im Antikenzimmer. Da sind Bildungen aus einer andern Welt, so still, so ewig. Sie haben nichts von uns und geben uns doch. Da ist keine Lebensfarbe, aber das Leben in seiner unvergänglichen Schöne.

Einen eigenen Trost gab mir Rothfuß; denn er sagte: „Herr, es muß doch noch irgendwo in der Welt so eine Frau geben, wie sie gewesen ist.“

„Warum?“

„Ich meine, bis jetzt hat Gott die Sonne scheinen lassen, weil sie da war. Und jetzt läßt er sie doch weiter scheinen. Da müssen doch auch noch Andere da sein.“

Martella dagegen konnte sich in ihren Tod nicht finden.

„Ich mein', es kann nicht sein," sagte sie, „es ist nicht wahr, daß sie gestorben ist; sie kommt gewiß jetzt die Treppe herauf. Wie ist es denn möglich, daß ein Mensch fort ist von den Andern, die ihn so lieb haben? Aber ich habe eine Bitte: die schönen Kleider geben Sie nur der Frau Pfarrerin und dem Fräulein Christiane; aber ein paar Werktagskleider geben Sie mir und den guten wollenen Rock der Felsenspinnerin. Die allein soll etwas von ihren Kleidern haben; sonst thät mich's kränken, wenn ein fremder Mensch etwas von ihr auf dem Leibe trüge. Wer ein Kleid von ihr anhat, der kann gewiß nichts Böses denken, wie viel weniger thun."

Von meinem Sohne Ludwig kam ein Brief, der den Tod der Mutter beklagte, so innig, wie je ein Sohn empfinden konnte, und dabei so klar und frei, wie ein Weiser den Tod sieht.

Meine Tochter Johanna hat den Brief verloren; ich glaube, sie hat ihn wegen seines ketzerischen Inhalts verbrannt.

Mein Trost ist: ich wurde gewürdigt, von einer

so reinen Seele in voller Kraft geliebt zu werden. Das ist aller Lebensmühen werth. Komme noch, was da mag. Was ich erlebt habe, ist mir nicht mehr zu rauben.

Ich habe einen Grabstein mit zwei Feldern setzen lassen. Auf dem einen steht:

„Hier ruht Iphigenie Gustave Waldfried, geboren den 15. December 1807, gestorben den 23. Juli 1867.“

Auf dem leeren Felde soll einst mein Name stehen.

7-

